

77/18

Rückschau.

Ein Lichtblick in dieser dunklen Zeit war der feierliche Einzug unserer unbefiegten ostafrikanischen Helden mit ihrem Führer General von Lettow-Vorbeck in Berlin. Was sie geleistet haben, werden noch ferne Zeiten künden. Bis zuletzt haben sie der Uebermacht der Feinde Trotz geboten und mit ihnen die tapferen Krieger aus unserer ostafrikanischen Kolonie. Es ist eine Freude zu hören, wie diese alle Anstrengungen auf den weiten Zügen mit den weißen Männern ertragen haben. Unsere Feinde wollen der Welt glauben machen, wir Deutsche wären es nicht wert, Kolonien zu haben, weil wir die Eingeborenen nicht richtig zu behandeln wüßten. Sie versuchen so, wie überall, ihrer Raubgier ein moralisches Mäntelchen umzuhängen. Vor dem Kriege erkannten selbst Engländer die deutsche Arbeit in den Kolonien an. Das ist aber jetzt alles vergessen.

Wir dürfen getrost auf unsere noch junge Kolonisationsarbeit hinweisen, Tsingtau, die Südsee, Deutsch-Südwestafrika und vor allen Dingen Ostafrika sind Stätten, auf denen deutsche Kulturarbeit und nicht zum letzten deutsche Missionsarbeit Großes geleistet haben. Und die Treue der Farbigen, die mit General von Lettow-Vorbeck gezogen sind, ist auch ein Erfolg deutscher Arbeit. Es wäre schreiende Ungerechtigkeit, wenn die feindlichen Mächte ihre Uebermacht mißbrauchen würden, um Deutschland vom Kolonialbesitz auszuschließen.

Die Zeitungen bringen heute die Nachricht vom Ausrufen der Räterepublik in Bayern. So hat nun der Bolschewismus, nachdem er auf Ungarn übergegriffen hatte, auch seine ersten Erfolge in Deutschland zu verzeichnen. Ob er weitergreifen wird? — Noch ist es nicht zu ersehen. Ein unheimliches Wühlen und Schüren geht durch ganz Deutschland. Knappheit der Nahrungsmittel und Arbeitslosigkeit sind Helfershelfer der finsternen Gewalten. Wann wird endlich wieder Ruhe einkehren in unserm gequälten, verwirrten, zerrissenen Vaterlande? —

Kommunismus, Bolschewismus, Spartakismus, diese drei Worte begegnen uns immer wieder in den Zeitungen. Der Bolschewismus ist die russische Form des Kommunismus und der Spartakismus der Bruder des russischen Bolschewismus. Die Kommunisten wollen eine rein mechanische gleichmäßige Verteilung der irdischen Güter. Es soll kein Privateigentum geben. Alles soll der Gesamtheit gehören. Nach einer willkürlichen Klasseneinteilung soll jeder gleich viel bekommen. — Wenn alle Menschen gleich wären an Körperkraft und an Verstand, wenn alle Menschen gleich wären an Pflichtgefühl und Fleiß, an Ordnungssinn und Sparsamkeit, an Selbstzucht und Selbstbeherrschung, dann wäre vielleicht die Durchführung dieser Gedanken in der Praxis möglich. Die Menschheit ist aber

keine Hammelherde, die zufrieden ist, wenn sie ihr Futter und ihren Stall hat.

Die Kommunisten sehen nur das Sichtbare. Sie überschätzen darum auch die mechanische Handarbeit. Sie sehen in der Welt, auch in der Menschenwelt, nur eine große Maschine, welche sie nach ihren schwärmerischen Ideen regulieren zu können meinen. Gott leugnen sie selbstverständlich. Göttliche Kräfte erkennen sie nicht an. Daß der Mensch eine lebendige Seele hat, erklären sie für ein Märchen. Kommunismus bedeutet Auflösung der Ehe, der Familie, der sittlichen Zucht. Das Leben im kommunistischen Staat ist nicht das Paradies auf Erden, sondern Zucht hausleben.

Wir sehen jetzt in Rußland, was der Kommunismus anrichtet. Die Bolschewisten sind Kommunisten. „Bolsche“ heißt auf russisch „mehr“ und „mensch“ bedeutet „weniger“. Die Bolschewisten sind also die „Mehrforderer“ im Gegensatz zu den Menschewi, die nicht so radikal sind. Mit Gewalt wollen sie ihre Forderungen durchsetzen. Ob dabei Tausende und Abertausende von Menschenleben vernichtet werden, ob das ganze Wirtschaftsleben zugrunde geht, ob Hunger und Krankheit durch das Land ziehen, ist ihnen ganz gleich. Ja, sie wollen alles in Trümmer schlagen, um dann ihren Zukunftsstaat zu errichten. Und sie werden nichts erreichen als Elend und Jammer, diese verblendeten Schwärmer, bis Gott sich des russischen Volkes erbarmt und ihm einen Mann schickt, der wieder Ruhe und Ordnung ins Land bringt.

Dasselbe wie die Bolschewisten in Rußland wollen bei uns die von ihnen mit Geld unterstützten Spartakisten, welche sich nach einem römischen Sklaven Spartakus nennen, der nicht lange vor Christi Geburt in Italien einen Sklavenaufstand machte und viel Jammer und Not über die Menschen brachte. Ihre Führer sind Schwärmer; wer sehen will, was ihre Lehren anrichten, braucht sich nur in Berlin die zerstörten Häuser und die geplünderten Läden anzusehen. Verblendete, verheßte Menschen fallen ihnen immer wieder zu.

Was kann uns retten aus diesem Wirrsal? — Arbeit und Brot sagen die meisten. Ganz gewiß wird es wieder anders werden, wenn erst unser deutsches Volk wieder richtig zur Arbeit zurückgekehrt sein wird, wenn erst die Ernährung wieder besser und leichter ist. Aber es gilt auch hier, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Wenn unser Volk erkennen wollte, daß Gott es zur Buße und zur Umkehr ruft. Wenn ein Erwachen zum Leben in Gott durch unser Volk ginge, dann würde uns Segen aus der schweren Zeit erwachsen. Nur lebendiges Christentum kann uns helfen, kann uns retten.

Geschrieben am 7. April 1919.

Bibellesezettel.

Quasimodogeniti.

Wochenlied:	„Ich geh' zu deinem Grabe“.			
1. Evang.:	Joh. 20, 19—31.	1. Epistel:	1. Petri 1, 3—9.	
2. Evang.:	Joh. 21, 15—19.	2. Epistel:	1. Petri 1, 3—9.	
Alttestamentliche Lektion:	1. Mose 32, 22—31.			
Tag	Datum	Morgens	Abends	
Sonntag	27. April	1. Petri 2, 1—10	Psalm 25	
Montag	28. "	Joh. 15, 9—17	1. Mose 46, 1—7	
Dienstag	29. "	Joh. 15, 18—25	1. Mose 46, 28—34	
Mittwoch	30. "	Joh. 15, 26—16, 4	1. Mose 47, 1—12	
Donnerstag	1. Mai	Joh. 16, 5—15	1. Mose 47, 27—31	
Freitag	2. "	Joh. 16, 16—22	1. Mose 48, 1—5	
Sonnabend	3. "	Joh. 16, 23—33	1. Mose 48, 8—16	

Misericordias Domini.

Wochenlied:	„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“			
1. Evangelium:	Joh. 10, 12—16.	1. Epistel:	1. Petri 2, 21—25.	
2. Evangelium:	Joh. 14, 1—8.	2. Epistel:	Eph. 2, 4—10.	
Alttestamentliche Lektion:	Psalm 23.			
Tag	Datum	Morgens	Abends	
Sonntag	4. Mai	Ezekiel 34, 11—16	Psalm 25	
Montag	5. "	Joh. 14, 7—14	1. Mose 48, 17—22	
Dienstag	6. "	Joh. 14, 15—21	1. Mose 49, 1—7	
Mittwoch	7. "	Joh. 14, 22—31	1. Mose 49, 8—18	
Donnerst.	8. "	Joh. 15, 1—8	1. Mose 49, 19—28	
Freitag	9. "	Joh. 15, 9—16	1. Mose 49, 23—31	
Sonnab.	10. "	Joh. 15, 17—21	1. Mose 50, 9—14	



Kinderkleidung.

Der Frühling ist da. Ob auch die Welt aus den Fugen zu sein scheint, im gleichen festen Gleise wandeln die Gestirne und in ihrem Gefolge Sommer und Winter, Tag und Nacht. Und die Menschen müssen sich danach einrichten. Auch die sorgsame Hausmutter mit der Kleidung für sich selbst und die ihrigen. Ein anmutiges leichtes Kleid für die kleinen Mädchen bringen wir ihr heute als Vorbild, ebenso eine der jetzt so beliebten Spielhosen für die heiße Zeit. Wir bringen die Beschreibungen.

1. Praktisches Kleid für kleine Mädchen. Das glotzig geschnittene Röckchen wird mittels Stickereigürtels der Bluse im verlängerten Taillenschluß angelegt. Der seitliche, leicht schräg verlaufende, durchknöpfbare Verschluss reicht bis zum unteren Rand des Kleides. Die Borte, mit einer dunklen, zum Kleiderstoff passenden Stoffblende eingefasst, begrenzt den edigen Ausschnitt sowie den unteren Rand der eingefügten halblangen Ärmel. Die Stickerei kann ersetzt werden durch gekaufte bunte Borte oder durch Streifen bunt gemusterten Stoffes. Man wähle hierzu möglichst solchen Stoff, dessen Muster in Streifen läuft, die dann wie abgepaßt aussehen. Man gebraucht etwa 3 Meter Stoff, 1 Meter breit, etwa 2½ Meter Borte, ½ Meter Futter zum Leibchen.

2. Spielhose für Knaben. Aus grauem unscheinbaren Futterstoff wird solche Hose gefertigt und über den eigentlichen Anzug gezogen. Ist es sehr heiß, so kann auch der Anzug darunter fortbleiben, und niemand wird es dem Kleinen verübeln, wenn er auch im Freien in Hemdsärmeln herumläuft. Die Hose besteht aus der Hose und dem Latz. Diesem Latz sind nach oben die Träger, nach unten die Tasche angelegt. Die Tasche zeigt auf dem Bilde ein Spielmuster, drei

kleine Küken. Man kann ein solches Muster ganz beliebig wählen oder fortlassen. Auf Kunststichstickerei werden wohl jetzt die Nacharbeiterinnen verzichten, für dergleichen ist zur Zeit bei uns kein Raum. Aber es gibt bunten Stoff mit einem Bildermuster, falls jemand diesen zur Verfügung hat. Wenn nicht, bleibt jedes Muster eben fort. Man gebraucht etwa 1½ Meter Stoff, 80 Zentimeter breit. Wenn möglich, bringen wir in der nächsten „Arbeitsstube“ eine verkleinerte Schnittübersicht zu dieser Spielhose.

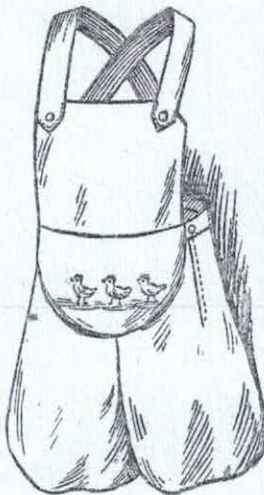
3. Knabenanzug. Das Bildchen stellt die Rückansicht zu der Abbildung 3 in der vorigen „Arbeitsstube“, die einen Sommeranzug für Knaben gab, dar. Auf mehrfachen Wunsch aus dem Leserkreise, aus dem der Schnitt viel verlangt wird, bringen wir sie nachträglich. Wir hielten sie vorerst bei unserem Raumangel für nicht so wichtig. Die Beschreibung zu diesem Anzug ist in Nr. 13/14 nachzulesen. Leider wurde dort versäumt das Alter, d. h. die Schnittgröße anzugeben, wir holen dies heute bei der Bildunterschrift nach. Wir raten unseren Leserinnen sehr zum Nacharbeiten dieses Anzuges, die Knaben fühlen sich in solcher Bluse sehr wohl und sehen auch sehr nett darin aus.

Aus einem Brief an die Großtante.

Mein liebes Großchen! Du schreibst, Du habest früher junge Mädchen immer so gern gehabt, Dich an ihrem Anblick erfreut. Das könntest Du jetzt gar nicht mehr, sie machten sich allzu breit mit ihrer herausfordernden Mode und Du wunderst Dich, daß die Mütter diese Art, sich anzuziehen, zulassen. . . . Ja, liebes Großchen, mit dem Breitmachen hast Du recht, in ganzen Scharen sieht man sie herumlaufen, vier, fünf nebeneinander, den Weg versperrend. Aber die Mütter? — Diese ziehen sich doch größtenteils ebenso an. Das ist ja das merkwürdige Wesen der jetzigen Mode, daß jeder sie mitmacht, ohne Altersunterschied, nur die jungen Mädchen tragen ihre Kleiderstücke noch um einige Handbreit kürzer, weil sie noch nicht an Reizen leiden. Es wird aber bald kommen! Noch können sie die durchbrochenen



1. Praktisches Kleid für kleine Mädchen. Schnitt für 6-8 oder 8-10 Jahre gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken erhältlich. Adresse: Frau M. Kubis, Berlin W, Potsdamer Str. 84 a.



2. Spielhose für Knaben von 2-4 Jahren. Schnitt wie nebenstehend erhältlich.

Rückschau.

Als Antwort auf die Nachricht, daß die polnischen Soldaten, welche in Frankreich gegen uns gekämpft haben, nicht über Danzig nach Kongresspolen befördert werden sollen, haben die Polen in Posen sämtliche deutschen Denkmäler von ihren Sockeln gerissen und durch die Straßen nach dem Wilhelmsplatz geschleift. Die Büste von Schiller im Schillerpark haben polnische Schüler, nachdem sie heruntergerissen war, verstümmelt, mit Steinen beworfen und dann in den Schlamm des Teiches, der im Park ist, gerollt. Die polnischen Zeitungen gaben ihrer Freude über diese Taten Ausdruck und haben kein Wort der Mißbilligung für diese Barbarei.

So sind die Polen, so waren sie immer, wie ungezogene und zuchtlose Kinder. Sie haben früher nie Ordnung in ihrem Staat halten können und waren mit ihren Anrufen und Aufständen eine stete Gefahr für ihre Nachbarn. Ihre Unfähigkeit, sich selber zu regieren, war die Ursache der Aufteilung Polens vor nun fast 150 Jahren. Auch das neue Polen wird wieder ein brodelnder Kessel werden, in dem Unheil besonders für Deutschland gekocht wird.

Unsere evangelischen Glaubensgenossen haben im alten Polenreich unendlich Schweres zu erdulden gehabt. Die Provinz Posen hat eine blühende evangelische Kirche, sie ist vorbildlich in ihrem Glaubensleben und in ihrer Viehesarbeit. Ein dunkler Weg liegt vor ihr, wenn sie unter polnischem Regiment bleiben muß. Hierig strecken die Polen ihre Hand aus nach Westpreußen bis zur Ostsee. Große Teile von Ostpreußen und Schlesiens wollen sie haben. Sie, die immer nur von geborgter Kultur gelebt haben, wollen immer mehr altes deutsches Kulturland rauben. Wehe unsern deutschen Brüdern und Schwestern allen, wenn sie unter polnische Knechtschaft kommen! Wo wir auch können, müssen wir mit dafür eintreten, daß der polnischen Raubgier der Rappzaun angelegt wird. In Ost und West dürfen die Stimmen nicht schweigen, damit unsere Feinde es hören, daß wir Einspruch erheben gegen solche Vergeßlichkeit. Wenn sie hier und anderswo Unrecht zum Gesetz machen wollen, wird kein Frieden werden, der von Bestand ist.

Ja, der Frieden! Als wir unsere letzte Rückschau schrieben, da hieß es, in den ersten Apriltagen wären die geheimen Vorverhandlungen beendet. Jetzt heißt es, Ostern würde es so weit sein. So geht es von Monat zu Monat weiter. Sie feilschen und handeln und wir müssen abseits stehen. Es ist eine Schmach.

Und immer noch schmachten unsere Gefangenen in hartem Sklavendienst. Immer noch sitzen harm-

lose Zivilisten interniert in den Gefangenenlagern. Wann werden wir sie wiedersehen? Und wie werden sie zurückkommen? Elend, verbittert, an Leib und Seele gebrochen. Unter den Trübsalen, die uns unser Zusammenbruch gebracht hat, ist diese eine der schwersten.

Das Streikfieber wütet weiter in unserem Volkskörper. Im Ruhrgebiet, in Berlin, bei den Eisenbahnern, überall flammt es immer wieder auf. Gewissenlose Gezer verhindern die Rückkehr zur Arbeit und verhindern damit die Möglichkeit, Werte zu schaffen, mit denen wir die so dringend nötigen Lebensmittel, welche wir im Auslande haben können, zu kaufen vermögen.

Die Nationalversammlung hat eine Ruhepause. Inzwischen arbeitet der Verfassungsausschuß weiter. In den letzten Tagen hat er sich mit der Frage des Religionsunterrichtes in der Schule beschäftigt. Der Religionsunterricht soll ordentlicher Lehrgegenstand in der Schule bleiben. Selbst der Führer der Sozialdemokratie mußte zugestehen, daß die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes es so haben will. Weiter ist erreicht, daß der Religionsunterricht nach den Lehren und Sagen der Kirche, also konfessionell erteilt werden soll. Wenn ein Lehrer um des Wissens willen keinen Religionsunterricht geben kann, so ist dem Rechnung zu tragen. Ueber die Teilnahme der Kinder am Religionsunterricht entscheiden die Erziehungsberechtigten. Die theologischen Fakultäten an den Universitäten bleiben erhalten. Hoffentlich werden diese Beschlüsse des Ausschusses auch dem Sinne nach von der Nationalversammlung angenommen.

Gott schenkt nun wieder der Erde ihr Frühlingskleid. Werden wir Augen haben für das Sprossen und Blühen und uns freuen am Singen der Vögel? Oder gehen wir unsere Straße mit gehaltenen Augen, mit nur sorgenbeschwerten Herzen, mit Seufzen und Klagen? — Wenn wir ohne Gott unsere Straße ziehen, dann allerdings müssen wir fast ganz verzagen. Aber das wollen wir nicht. Aufwärts die Herzen! Ostern naht! Jesus lebt! Wir haben eine ewige Heimat. Ihr wollen wir zuwandern durch des Lebens Gedränge. Und solange wir auf der irdischen Pilgerschaft sind, wollen wir treu unsere Pflicht tun als Gottes Kinder, jeder an seinem Platz. Dann helfen wir auch unserm Vaterlande wieder heraus aus seiner Not.

Geschrieben am 7. April 1919.

Bibellesezettel.

Jubilae.

Wochenlied: „Jauchzet Gott in allen Landen.“

1. Evangel.: Joh. 16, 16—23 a. 1. Epistel: 1. Petr. 2, 11—20.
2. Evangel.: Joh. 12, 20—26. 2. Epistel: 1. Joh. 4, 9—14
Alttestamentliche Lektion: Jes. 40, 26—31.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Sonntag	11. Mai	Psalm 92	Psalm 33, 1—9
Montag	12. "	Joh. 15, 22—27	1. Mose 50, 15—26
Dienstag	13. "	Joh. 16, 1—4	2. Mose 2, 1—10
Mittwoch	14. "	Joh. 16, 5—15	2. Mose 2, 11—25
Donnerst.	15. "	Joh. 16, 16—23 a	2. Mose 3, 1—12
Freitag	16. "	Joh. 16, 23 b—33	2. Mose 3, 13—22
Sonnabend	17. "	Joh. 17, 1—5	2. Mose 4, 10—20

Cantate.

Wochenlied: „Du, meine Seele, singe.“

1. Evangelium: Joh. 16, 5—15. 1. Epistel: Gal. 1, 23—27.
2. Evangelium: Joh. 6, 60—69. 2. Epistel: 2. Tim. 2, 8—13
Alttestamentliche Lektion: Psalm 98.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Sonntag	18. Mai	Psalm 96	Psalm 27
Montag	19. "	Joh. 17, 6—12	2. Mose 6, 1—9
Dienstag	20. "	Joh. 17, 13—17	2. Mose 12, 1—14 26—28
Mittwoch	21. "	Joh. 17, 18—26	2. Mose 12, 29—40
Donnerst.	22. "	Joh. 20, 11—18	2. Mose 14, 5—18
Freitag	23. "	Joh. 20, 19—23	2. Mose 14, 19—31
Sonnab.	24. "	Joh. 20, 24—31	2. Mose 15, 1—18

Verantwortl. Schriftl.: Frau Marie Kuhls, Berlin M. 57, Potsdamerstr. 84 a. — Stiftungsverlag Potsdam. Erscheint 14 tágig.
Vierteljährlich 75 Pfg., durch die Post 75 Pfg. und 6 Pfg. Vorkaufgeld. — Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam, Junkerstr.

füßen, lieblichen Friedenswedruf gerufen. Die Menschen überhörten diesen aber und deshalb mußte der furchtbare Kriegswedruf kommen. Als auch dieser nicht gehört wurde, hat Gott uns die Revolution geschickt. Darum wäre es die höchste Zeit, daß das deutsche Volk und auch die Seesener Einwohner aufwachen aus dem Sündenschlase. Denn man kann doch deutlich sehen, wie der Wagen ohne Gott immer näher dem Abgrunde

zurückt. Es muß einem doch vor der gähnenden Tiefe grauen. Darum müßten die Menschen erwachen und sich ganz Jesu hingeben, jetzt, wo es noch Zeit ist. Bei Jesu ist Frieden, Freude und Kraft, deshalb müßten wir heute noch zu ihm kommen. Unter dem Eindruck der gewaltigen Worte stehend, verließ man den Saal und so endigte die schöne Feier.
Seesen (Harz).
Anna Michaelis.

Rückschau.

Mehr denn je beschäftigen sich unsere Gedanken jetzt mit dem kommenden Frieden. Wie wird er aussehen? Was werden wir zu tragen haben? Was wird uns bleiben? Unsere Unterhändler sind in Versailles eingetroffen und haben ihre Vollmachten übergeben. Wenn diese Zeilen in die Hände der Leserinnen kommen, dann ist sicher der Vorfriedensvertrag bekannt, es ist daher müßig, sich in Vermutungen zu ergehen. Ein Frieden der Verständigung und der Gerechtigkeit wird durch ihn sicher nicht angebahnt.

Unsere Feinde sind natürlich anderer Meinung, weil sie die Vorstellung aufrechterhalten wollen, daß Deutschland die alleinige Schuld am Kriege trägt. Darum ist härteste Behandlung Deutschlands nach ihrer Ansicht recht und billig. Es ist wichtig und wertvoll, daß immer neue Beiträge dazu gebracht werden, daß vor einem wirklich sachlichen Urteil die Ansicht der Feinde nicht bestehen kann. Englands kalte Berechnung, den unbequemen Konkurrenten Deutschland unschädlich zu machen, hat zusammen mit Frankreichs Rachsucht und Rußlands Eroberungsdrang die allgemeine Lage bewirkt, die schließlich zum Kriege führte. Das muß immer wieder ausgesprochen werden; denn es ist geschichtliche Tatsache. Die Schuld am Kriege liegt nicht aufseiten Deutschlands. Daß wir Frankreich den Krieg seinerzeit erklärten und nicht umgekehrt, spricht nicht dagegen. Es gibt doch eine Notwehr, und wir waren in der Notwehr. Wir wollen nicht vergessen, daß Kaiser Wilhelm II. tatsächlich ein Friedenskaiser sein und bleiben wollte.

Durch Gesetz ist für dies Jahr der 1. Mai zum allgemeinen Feiertag erklärt worden. Sehr vielen war wirklich nicht nach „Feiern“ zu Mute, und eine Ruhepause in der Arbeit war auch nicht nötig, wo immer noch die Zahl der Streiktage in vielen Betrieben fast größer ist als die Arbeitstage. Kinos und Tanzsäle waren natürlich überfüllt. Dieser Tanztaumel, der nun schon Monat um Monat bei uns umgeht, ist doch grauenhaft. Aber mit

dem Klagen wird es nicht besser. Wir müssen unsere Jugend dahin erziehen, daß sie bessere Sonntagserholung schätzen lernt, als das Herumspringen in staubigen, düsternen Tanzsälen. Die Eltern, das Elternhaus, die Schule, die Jugendpflege müssen mithelfen. Aber vielfach wissen die Eltern selber keine bessere Sonntagserholung. Unser Volk weiß mit seiner freien Zeit gar nichts rechtes anzufangen. Da wird entweder Karten gespielt oder in der Kneipe gesessen oder im Tanzsaal umhergesprungen oder nutzlos von der Jugend auf der Straße umhergelungert und Unfug getrieben. — Das nennt sich dann Sonntagserholung. Wenn man eben dem Sonntag die Seele nimmt, dadurch, daß man ihn nicht mehr heiligt durch Gottes Wort und Besuch der Kirche, dann nimmt man auch der Seele den Sonntag.

Sehr trübe sieht die Finanzlage des Deutschen Reiches aus. Wir wußten ja alle schon, daß unsere Schuldenlast uns zu ganz gewaltigen Steuern zwingen würde. Aber das Bild, welches Reichsfinanzminister Dernburg zeichnet, ist erschütternd. Er betont, daß nur erarbeitete Werte uns wieder allmählich in die Höhe bringen können. Wir können jetzt kaum die wenigen Lebensmittel, die uns geliefert werden sollen, bezahlen, geschweige denn Rohstoffe, die wir so dringend brauchen.

Das bringt uns wieder auf die Blockade, die Hungerperre, diesen ewigen Schandfleck der Engländer. Sie bleiben, was sie sind und von jeher waren: die hartnäckigen Geldmenschen, die ein Pfund Sterling sitzen haben, wo bei anderen Menschen das Herz sitzt; und dabei es womöglich noch fertigbringen, der Welt weiß zu machen, daß die Blockade eigentlich eine völlig unverdiente Wohltat für Deutschland sei.

Und unsere Gefangenen? Sie schmachten noch, sie frohnden noch, sie sehnen sich noch nach der Heimat. Und wer hält sie zurück? — Die Leute, die von Phrasen über Menschlichkeit triefen.

Geschrieben am 3. Mai 1919.

Bibellesezettel.

Rogate.

Wochenlied: „Betgemeinde, heil'ge dich.“

1. Evangelium: Joh. 16, 23 b—33. 1. Epistel: Jak. 1, 22—27.
2. Evangelium: Luk. 11, 5—13. 2. Epistel: 1. Tim. 2, 1—6.

Alttestamentliche Lektion: Jes. 55, 6—11.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Sonntag	25. Mai	Matth. 6, 5—13	Psalm 28
Montag	26. "	Joh. 21, 1—14	2. Mose 15, 20—27
Dienstag	27. "	Joh. 21, 15—19	2. Mose 25, 1—10
Mittwoch	28. "	Joh. 21, 20—25	2. Mose 16, 11—21

Simmelfahrt.

1. Evangel.: Mat. 16, 14—20. 1. Epistel: Apostelg. 1, 1—11
2. Evangelium: Luk. 24, 50—53. 2. Epistel: Kol. 3, 1—4.

Alttestamentliche Lektion: Psalm 110, 1—4.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Donnerst.	29. Mai	Joh. 3, 11—15	Joh. 14, 1—6
Freitag	30. "	Colosser 1, 1—17	2. Mose 16, 26—32
Sonnab.	31. "	Colosser 1, 18—29	2. Mose 17, 1—7

Exaudi.

Wochenlied: „Höchster Tröster, komm hernieder.“

1. Evangel.: Joh. 15, 26—16, 4. 1. Epistel: 1. Petr. 4, 8—11.
2. Evangelium: Joh. 7, 33—39. 2. Epistel: Eph. 1, 15—23.

Alttestamentliche Lektion: Psalm 42.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Sonntag	1. Juni	Psalm 65	Psalm 67
Montag	2. Juni	Colosser 2, 1—10	2. Mose 17, 8—16
Dienstag	3. Juni	Colosser 2, 16—23	2. Mose 19, 1—14
Mittwoch	4. Juni	Colosser 3, 1—11	2. Mose 19, 16—25
Donnerst.	5. Juni	Colosser 3, 12—25	2. Mose 20, 1—17
Freitag	6. Juni	Colosser 4,	2. Mose 20, 18—24
Sonnab.	7. Juni	Ezekiel 36, 22—28	2. Mose 32 1—14

boten und sei es nur gegen Naturalien. Auch in der Kleidung erfordert das Land nicht die Rücksicht wie die Stadt und es können viele alte Sachen im Garten bei der Arbeit aufgetragen werden.

Jetzt nach dem Kriege und bei der Wohnungs- und Nahrungsmittelnot in den Städten sollten auch Frauen die Möglichkeit in Betracht ziehen, sich auf dem Lande ein Heim zu gründen. Das Land muß hier den Ausgleich schaffen und jetzt schon sollten Eltern daran denken, ihre

Töchter aufs Land zu schicken, nicht nur, damit sie dort sich erholen, sondern sich im Gartenbau ausbilden. Alle Kräfte müssen in der jetzigen schweren Zeit ausgenutzt werden; nur so können wir die Schäden, die der Krieg uns gebracht, allmählich wieder ausgleichen.

Bertha Wachsman, Ruchdorf am Inn.

(Anm. der Schriftleitung: Ueber berufsmäßige Fachausbildung von Frauen für den Gärtnerberuf brachten wir Ausführliches im „Boten“ Nr. 17/18.)

Rückschau.

In der Osternummer des „Vorwärts“ hat der Kultusminister Konrad Hainisch einen Artikel geschrieben unter der Überschrift: „Sie töten den Geist nicht, ihr Brüder.“ Er legt darin den Finger auf den moralischen Zusammenbruch Deutschlands und fragt: „Wo ist das Kraftzentrum, von dem für den siechen Volkskörper die Ströme lebendiger Erneuerung ausgehen werden?“ — Er sieht es in dem deutschen Geist, von dem kulturelle Kräfte ausgehen werden.

Im Zusammenhang seines Artikels macht er das Verständnis, daß die Sozialdemokratie den Massen gegenüber zu wenig Gewicht auf die Erziehung zur sittlichen und ihrer Verantwortung bewußten Persönlichkeit gelegt hat. Ähnliche Stimmen kann man jetzt auch noch in andern sozialdemokratischen Veröffentlichungen lesen. Uns sind diese Erkenntnisse, welche für uns nichts Neues bringen, sehr interessant. Wir haben es schon immer gewußt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Wir haben es schon immer gewußt, daß durch Besserung der Verhältnisse der Mensch noch lange nicht besser wird, sondern nur durch Besserung seines Herzens. Wir glauben aber nicht, daß der „deutsche Geist“ das allein bewirken kann, sondern nur, wenn er durchdrungen ist vom Geist Gottes.

Die mechanische Weltanschauung der Sozialdemokratie hält nicht Stich gegenüber den Wirklichkeiten des Lebens. Es gibt doch eben noch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als das Erfurter Programm zugeben will, und der Satz von der Religion als Privatsache wird wohl gelegentlich einmal auf seine Richtigkeit genau nachgeprüft werden müssen auch von sozialdemokratischer Seite.

„Sie töten den Geist nicht, ihr Brüder“, so rufen wir denen zu, welche bange sind um den Bestand des Christentums. Freilich manches, das in unserm kirchlichen Christentum als Heu und Holz oder Stoppel erfunden wird, wird vom Feuer der Läuterung verbrannt werden. Aber das Gold, das Edle, das Göttliche, bleibt.

Pfingsten läßt uns wieder froh werden, daß Gottes heiliger Geist Macht hat über Menschenherzen. Unsere Herzen wollen wir ihm aufschließen. Im Feuer dieses Geistes brennende Seelen schenke uns Gott, daß an unsern Herzen sich andere entzündend. So wollen wir mitthelfen an der Gesundung unseres Volkes.

Geschrieben am 3. Mai 1919.



Verschiedenes.

Erzählungen elässlicher Flüchtlinge. Wir sitzen in einem der wenigen D-Züge, die heute noch durch unser Vaterland fahren. In dem überfüllten Seitengang lauert auf einem kleinen Reisekoffer eine müde aussehende Frau mit einem schlafenden kleinen Jungen auf dem Schoß. Sie ist seit vier Tagen unterwegs aus Straßburg im Elsaß und nun glücklich, in Cassel, wo sie die Nacht im Wartesaal zubringen mußte, in einem ver-

hältnismäßig schnellfahrenden Zuge nach Berlin ein kümmerliches Plätzchen gefunden zu haben. Wir machen es möglich, in unserem Abteil so zusammenzurücken, daß die ermüdete Frau mit ihrem Kinde noch Platz findet. Die freundliche Anteilnahme öffnet ihren Mund und wir hören Klagen, über die Männer und Frauen im Abteil bleich vor Jorn und rot vor Scham werden. Die Frau hat mit Hunderten, die teilweise gezwungen Straßburg verließen, stundenlang mit vielen Kindern im strömenden Regen vor dem Bahnhof stehen müssen. Die aufsichtsführenden französischen Soldaten haben diesen ärmsten Deutschen nicht gestattet, unter das schützende Dach des Bahnhofes zu treten; erst am Nachmittag ist dem energischen Auftreten einiger Männer, die schwere Bestrafung riskierten, gelungen, bei einem Offizier durchzusetzen, daß wenigstens die Kinder bis zur Abfahrt des Zuges ein Schuttdach auffuchen dürften. Und das geschah nicht nur altdeutschen Familien, sondern auch altelässischen Familienangehörigen mit deutschem Herzen und dieser Frau, die fast ihr ganzes Leben in Straßburg zugebracht hat. Was die arme Flüchtende, die einer ungewissen Zukunft entgegensteht, mit bitteren Worten von dem Leben und Treiben der Franzosen im Elsaß und in Straßburg erzählte, das würde die ganze Welt mit der Verurteilung der erbarmungslosen Barbarei erfüllen, wenn auch nur der zehnte Teil von Deutschen begangen wäre.



Bibellesezeitel.

Pfingsten.

1. Pfingstfeiertag.

Wochenlied: „O heiliger Geist, o heiliger Gott.“
1. Evangelium: Joh. 14, 23—31. 1. Epistel: Apostelg. 2, 1—13.
2. Evangelium: Joh. 14, 15—21. 2. Epistel: Eph. 2, 19—22.
Alttestamentliche Lektion: Jesekiel 36, 22—28.
Sonntag den 8. Juni morgens Jael 3, 1—5 abends

2. Pfingstfeiertag.

1. Evangel.: Joh. 3, 16—21. 1. Epistel: Apostelg. 10, 42—48.
2. Evangelium: Joh. 15, 9—16. 2. Epistel: Eph. 4, 11—16.
Alttestamentliche Lektion: Jesaja 44, 1—6.
Alttestamentliche Lektion:

Tag	Datum	Morgens	Abends
Montag	9. Juni	Eph. 4, 24—32	2. Mose 32, 15—35
Dienstag	10. Juni	Hebr. 1.	2. Mose 33, 12—23
Mittwoch	11. Juni	Hebr. 2, 1—8	2. Mose 34, 1—14
Donnerstag	12. Juni	Hebr. 2, 9—18	2. Mose 34, 27—35
Freitag	13. Juni	Hebr. 3, 1—14	4. Mose 6, 22—27
Sonntabend	14. Juni	Hebr. 4, 1—13	4. Mose 10, 29—11, 9

Trinitatis.

Wochenlied: „Wir glauben all an einen Gott.“
1. Evangelium: Joh. 8, 1—15. 1. Epistel: Röm. 11, 33—36.
2. Evangelium: Matth. 28, 16—20. 2. Epistel: Eph. 1, 3—14.
Alttestamentliche Lektion: Jes. 6, 1—8.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Sonntag	15. Juni	Job 11, 5—11	Psalm 30
Montag	16. Juni	Hebr. 4, 14—5, 10	4. Mose 11, 10—23
Dienstag	17. Juni	Hebr. 5, 11—6, 8	4. Mose 11, 24—35
Mittwoch	18. Juni	Hebr. 6, 9—20	4. Mose 12, 1—11
			13—15
Freitag	20. Juni	Hebr. 7, 1—7	4. Mose 12, 16—13
			3, 17—33
Sonntabend	21. Juni	Hebr. 8.	4. Mose 14, 20—35

Verantw. Schriftl.: Frau Marie Kuhls, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 84 a. — Stiftungsverlag Potsdam. Erscheint 14 tiglich. Vierteljährlich 75 Pfg., durch die Post 75 Pfg. und 6 Pfg. Bestellgeld. — Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam, Junferstr.

land entlassenen Kriegs- und Zivilgefangenen waren 106 geisteskrank, und von einem Ausgetauschten erfuhr ich, daß in Dondertier in einer Woche 13, an einem anderen Tage 7 geistig zusammenbrachen.

Was kann den unterernährten Seelen der Armen helfen? Nur das geistige Brot der Heimat, d. h. der Trost, der Zuspruch, die Ermunterung von daheim, die Gewißheit: Ich bin im Vaterland nicht vergessen, man denkt an mich, man hofft mit mir, wartet auf mich, betet für mich. Ich bin verlassen, aber nicht vergessen.

Lieber Leser! Du hast in deiner Verwandtschaft, in deiner Nachbarschaft, in der Gemeinde einen Freund, der kriegsgefangen ist; und wärs auch kein Freund, sondern einer, der dir gleichgültig war oder mit dem du sogar nicht

gut standest und verfeindet warst; — schick ihm das Brot der Heimat! Schreibe ihm öfter ein Trostwort, eine freundliche Nachricht, bete für ihn! Send ihm, wenn du kannst, eine Liebesgabe durch die Kriegsgefangenenhilfe (sie wird dir die Wege weisen)! Aber vor allem schreibe, schreibe ihm! und werde nicht müde, auch wenn keine Antwort kommt. Verschieb es nicht, tue es möglichst noch heute! Es ist deine Liebespflicht gegen deinen armen deutschen Bruder. Er soll nicht seelisch schmachten und verkommen, er soll nicht an Gott, Glauben und Heimat irre werden. Wie heißt es doch Matth. 25?: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist; ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen.“

Pastor Leich-Sarpen.

Rückschau.

In Paris sitzen hinter verschlossenen Türen drei Männer am Beratungstisch. Der vierte, der Italiener, der sonst noch bei ihnen war, ist abgereist, weil sie ihm für sein Land nicht alles bewilligen wollten, was er verlangte. Vor den drei Männern liegt ein Buch, auf denen in englischer und französischer Sprache geschrieben steht: „Friedensbedingungen.“

Eben haben sie ihre Unterschriften unter die letzte Seite gesetzt. Voll Haß funkeln die Augen des Franzosen: „Nun haben wir sie!“ so leuchtet es aus ihnen. Deutschland soll ohnmächtig sein für alle Zeiten. Rast blüht der Engländer drein. In den Bestimmungen über das Wirtschaftsleben ist dafür gesorgt, daß England nie wieder den deutschen Konkurrenten zu fürchten braucht. Und der Amerikaner, der Präsident Wilson — er hat das alles unterschrieben, obwohl es das Gegenteil ist von dem, was er immer in seiner Rede ausgeführt hat.

Im Versailles im Schloß Trianon sitzen um einen großen Tisch die Vertreter aller Staaten, die teils aus Haß und Neid, teils aufgehetzt durch die große Weltlüge unserer Feinde, teils gezwungen durch wirtschaftlichen Druck mit uns Krieg geführt haben. Vor ihnen sitzen an einem kleineren Tisch unsere Vertreter. Und das Buch der „Friedensbedingungen“ wird ihnen übergeben, dies Buch diktiert von Rachsucht und Haß, von Neid und Furcht, das Buch ausgesonnen vom brutalen Vernichtungswillen.

Nun haben wir Schwarz auf Weiß, was die wirklichen Kenner des Charakters unserer Feinde immer schon voraus sagten. Völkerverbündung? — Nein. Gerechtigkeit? — Nein. Völkerbund? — Nein! Nichts als kalten, ungezügelter Machtgeßel werden in unzerbrechbare Ketten. Wir sollen beutet werden bis auf das Letzte. Wir sollen Millionen Deutsche unter fremde Herrschaft gehen lassen. Wir sollen fruchtbares Land im Osten verlieren, unsere Kohlenhöfe weggeben, zahlen, zahlen, zahlen, verzichten, verzichten, verzichten, wir sollen unsern Kaiser ausliefern, und die tapferen Führer, welche

meisterhaft den Widerstand gegen die Uebermacht geleitet haben. Wir sollen Knechte sein, wir und unsere Kinder und Enkelkinder und werden arbeiten müssen für die Fremden, die uns nur soviel lassen werden, damit wir eben arbeiten können für sie.

Warum können unsere Feinde uns solche schandbaren Bedingungen bieten? — Weil wir machtlos geworden sind. Weil wir kein Heer mehr haben, weil sie glauben, daß wir ihnen keinen Widerstand mehr leisten können. Wenn die revolutionären Mätrosen in Kiel nicht die Oberhand bekommen hätten. Wenn unser Heer in geschlossener Front aus Feindesland zurückgekehrt wäre und an den Grenzen Halt gemacht hätte, wenn die Umwälzung vom 9. November uns nicht dauernde Unruhe und Unsicherheit gebracht hätte, dann sähe das Buch mit den Friedensbedingungen vielleicht anders aus. Wir haben es immer wieder auch an dieser Stelle ausgesprochen, daß es ein Irrtum war, auf den guten Willen unserer Feinde zu rechnen und zu glauben, sie würden sofort mit uns einig sein, wenn wir eine andere Regierungsform hätten.

Es war ein bitteres Erwachen für alle, die sich solch trügerischen Hoffnungen hingegeben hatten. Es war eine Bestätigung unserer schlimmsten Befürchtungen für uns, die wir von je mit dem Vernichtungswillen unserer Feinde gerechnet hatten, dieser „Friedensvertrag“.

Nun sind unsere Gegenwortschläge den Feinden übergeben. Sie werden sie ablehnen. Und was dann? — Wenn unsere Regierung die Bedingungen annimmt, die wir nicht halten können, weil es unmöglich ist, machen wir uns der ganzen Welt verächtlich. Wenn wir sie ablehnen, drohen uns die Feinde mit Fortsetzung des Krieges.

Dunkler denn je liegt die kommende Zeit vor uns. Einkehr und Umkehr predigt sie uns. Wir hören Gottes Stimme im Gang der Geschichte. Wo alles Irdische wankt, gilt es um so fester sich auf ewigen Grund zu gründen.

Geschrieben am 29. Mai 1919.

Bibellesezettel.

1. Sonntag nach Trinitatis.

Wochenlied: „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud.“
1. Evangelium: Luk. 16, 19—31. 1. Epistel: 1. Joh. 4, 16 b—21.
2. Evangelium: Matth. 13, 31—35. 2. Epistel: Apostelg. 4, 32—35.
Alttestamentliche Lektion: 5. Mose 6, 4—13.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Sonntag	22. Juni	Jes. 44, 1—6	Psalm 31
Montag	23. "	Hebr. 9, 1—15	4. Mose 14, 36—45
Dienstag	24. "	" 9, 16—28	4. Mose 20, 1—12
Mittwoch	25. "	" 10, 1—18	4. Mose 20, 22—29
Donnerstag	26. "	" 10, 19—31	4. Mose 21, 1—9
Freitag	27. "	" 10, 32—39	4. Mose 22, 1—21
Sonabend	28. "	" 11, 1—12	4. Mose 22, 22—41

2. Sonntag nach Trinitatis.

Wochenlied: „Herr Jesu, Gnadenjonne.“
1. Evangelium: Luk. 14, 16—24. 1. Epistel: 1. Joh. 3, 13—18.
2. Evangelium: Matth. 9, 9—13. 2. Epistel: Röm. 10, 1—15.
Alttestamentliche Lektion: Sprüche 9, 1—10.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Sonntag	29. Juni	Sprüche 9, 1—10	Psalm 32
Montag	30. "	Hebr. 11, 13—30	4. Mose 23, 7—28
Dienstag	1. Juli	" 11, 32—40	4. Mose 24, 1—17, 25
Mittwoch	2. "	" 12, 1—13	5. Mose 4, 20—29
Donnerstag	3. "	" 12, 14—29	5. Mose 4, 30—40
Freitag	4. "	Hebr. 13, 1—3 u. 5—12	5. Mose 5, 1—19
Sonabend	5. "	" 13, 13—25	5. Mose 5, 20—30

Habe ich doch oft genug mit angesehen, wie eine Mutter sich Tag und Nacht abplagte; aber die heranwachsenden Kinder durften ihr nichts abnehmen von der Arbeitslast. Sagte ihr ein Fremder etwa, sie sollte doch ihre Tochter dies und jenes tun lassen, so klang es als Antwort: „Ach, das arme Mädel wird noch genug im Leben arbeiten müssen, lassen Sie es nur jetzt noch spielen!“ — Und dann wuchs die Tochter heran, sollte nach der Konfirmation in Stellung gehen und Geld verdienen. Das Fräulein aber hatte weder Lust noch Geschick, hatte es doch das Arbeiten nie gelernt, nie gebraucht; alle paar Wochen sitzt sie daheim und läßt die Mutter sich für sie mitqualen. — Ja, ja! Die hat es nicht besser gewollt: „Wer seinen Kindern gibt das Brot...!“

Gestern, als ich über die Straße ging, hörte ich, wie eine Frau zu ihrer Nachbarin klagte: „Daß mal so'n Mädel sagte: Mutter, ich wer das tun, ich hab mehr Zeit als du — nee, sowat kommt ja gar nich vor!“ — Und ich dachte: „Du bist du, Mutter, selber schuld! Du hast gewiß auch immer selber gesagt, so daß dein Kind es hörte: „Ach nee, det Kind det braucht nich zu arbeiten — lassen Sie man det Kind.“ — Nun kommt die Strafe: Wer seinen Kindern gibt das Brot...!“

Unzählige Beispiele kann man finden in den Familien aller Stände. Die Eltern arbeiten, sparen und darben, sammeln Geld und Gut, damit es ihre Kinder einmal besser haben, ihr Leben genießen können. Und der Herr Sohn, das Fräulein Tochter läßt sich so etwas nicht zweimal sagen, — lebt, genießt und denkt nicht an Selbstschaffen, bis zuletzt der ganze Reichtum dahin ist und — das ist das günstigste — nicht mehr auf die dritte Generation kommt. Hätten die Eltern dafür gesorgt, daß die Kinder in ihren Pfaden wandeln, arbeiten, sparen, sich auch einmal etwas

versagen lernten, so hätten sie tüchtige Menschen erzogen, die der Allgemeinheit zu Nutzen lebten, — statt der Tagediebe und Genüßlinge, die noch obendrein oft der Gesellschaft zum Schaden leben und ihr zur Last fallen. Wäre es nicht ganz gerecht, daß solch unvernünftigen, schwachen Eltern geschähe, bezeiten geschähe, wie das Sprüchlein sagt? Sind nicht sie die Volksverderber? Wie mancher, der aus Arbeitsscheu infolge verkehrter Erziehung die Bahn des Verbrechens betreten, hat nachher in bitterer Erkenntnis ausgerufen: „Hätten mich meine Eltern strenger gehalten, ich wäre ein anderer Mensch geworden!“

„Wer seinen Kindern gibt das Brot...!“

Nicht in wenig besuchten Museen nur, nicht als mittelalterliche Merkwürdigkeiten sollten die alten Tafeln mit diesem Spruch aufgehängt werden. In jedem Hause, wo Kinder sind, sollte eine hängen, den schwachen, überzärtlichen Eltern zur Warnung. Denn es ist heute an dem, daß wir viel zu viel aus unseren Kindern machen, daß unsere ganze Erziehungsmethode auf eine Verweichlichung und Verwöhnung hinausgeht, und ein Geschlecht heranwachsen droht, das nur das Leben zu „genießen“, nicht aber im Dienst anderer und des Ganzen mütlich zu leben versteht, das seinen Nöten und Unbilden gegenüber hilflos und energielos dasteht, ihnen nicht die Spitze bieten kann und immer halbloser sich der Verzweiflung, dem Laster in die Arme werfen muß. Hart klingt die Mahnung jenes Spruches, aber sie ist wahr und kann segensreich wirken. Denkt ihrer, ihr Erzieher und Eltern:

„Wer seinen Kindern gibt das Brot

Und leidet nachher selber Not,

Den schlag man mit der Keule tot!“

Eva W a c h n e r.

Rückschau.

Ueber die Fragen, welche durch die Verhandlungen oder vielmehr durch den Austausch der Noten in Versailles sich ausgelöst hatten, schweigen fast ganz alle die anderen Stimmen, die sonst im öffentlichen Leben zu hören sind. Die Verhandlungen der Preussischen Landesversammlung sind ganz in den Hintergrund getreten und die Schaffung des Wohlfahrtsministeriums, das dem Führer der christlichen Gewerkschaften, Stegerwald, übertragen worden ist, wurde kaum in der Öffentlichkeit besonders beachtet. Und doch ist damit eine bedeutende Tat geschehen. Alle Fäden der Wohlfahrtspflege in Stadt und Land werden bei dieser neuen Zentralstelle zusammenberufen und gerade für den Wiederaufbau des Volkslebens wird es bedeutsame Aufgaben haben. Wir hoffen, darauf noch ein andermal ausführlicher zurückzukommen.

Bedeutend ist auch die Verabschiedung des Gesetzes über die Aufhebung der Ortschulaufsicht in der Preussischen Landesversammlung. Damit ist ein bedeutender Abschnitt der Geschichte der deutschen Volksschule geschlossen. Die Schule ist ein Kind der Kirche. Wo das Christentum hingekommen ist zu heidnischen Völkern, hat es immer den Kindern die Schule und damit die Wege zu höherer Erkenntnis gebracht. Das soll der Kirche unvergessen bleiben. Und selbstlos hat sich die evangelische Kirche stets in den Dienst der Schule gestellt. Es war nicht Herrschsucht, die sie besetzte, sondern Sorge um

die Seelen der heranwachsenden Jugend, Sorge um die Erhaltung des christlichen Geistes im Volke. Und diese Sorge beweist sie auch jetzt im Blick auf die weitere Entwicklung.

Nach den Äußerungen der Feinde des Christentums hätte man annehmen können, daß in weitesten Kreisen des deutschen Volkes der Wunsch bestände, die Kinder ohne Religionsunterricht aufwachsen zu lassen. Soweit aber bis jetzt die Ergebnisse für das neue Schuljahr bekannt geworden sind, ist die Zahl der Eltern, welche ihren Kindern keinen christlichen Religionsunterricht erteilen lassen wollen, ganz und gar in der Minderheit. Eben jetzt wurden die Zahlen aus der Provinz Sachsen veröffentlicht, wo man größere Scharen Religionsloser hätte erwarten können; aber auch da, sogar in Magdeburg nur ganz geringe Minoritäten und nur wenige Lehrer sind es, die die Erteilung des Religionsunterrichtes ablehnen. Das ist sehr erfreulich.

Die künftige Gestaltung des Religionsunterrichtes in der Schule bedarf noch vieler Beratungen. Es ist dabei die Pflicht aller christlichen Eltern, darauf zu achten, daß auch weiterhin in unseren Volksschulen der Religionsunterricht das Herzstück bleibt und daß durch ihn den Kindern für das Leben die besten Gaben mitgegeben werden.

Geschrieben am 31. Mai 1919.

Verschiedenes.

Was evangelische Schwestern bei den Polen erlebten. Mit der Beendigung des Krieges und der Auflösung der Lazarette in den Etappen und in der Heimat sind auch die Schwestern des Evangelischen Bundes, von denen eine größere Anzahl in unmittelbarer Kriegsarbeit gestanden hat, in die Heimat zurückgekehrt, um hier ihre Tätigkeit an den früheren Arbeitsstätten wieder zu übernehmen.

In ernster Stimmung hatten die Schwestern in einem Lazarett der Stadt Posen die letzte Kriegseisnacht mit ihren Kranken gefeiert; bald darauf begannen die Unruhen. Am 18. Januar wurde das Lazarett aufgelöst, die deutschen Kranken in die Heimat gesandt und die polnischen in ein anderes Lazarett übergeführt. Die Schwestern rüsteten zur Abreise, aber das wichtigste Schriftstück, der „Paß ins Ausland“, wurde ihnen vom

Da tauchte aus dem Schatten desselben eine Gruppe Reiter auf. Der Führer der Auswandererschlar ließ Halt machen; es galt, vorsichtig zu prüfen, wem man hier im Walde bei nahendem Abend begegnete.

Auch die Reiter, den seltsamen Troß bemerkend, hielten die Rosse an. Der stattlichste der Jäger — denn daß sie auf die Jagd ritten, erwies ihre Ausrüstung —, wandte sich halb rückwärts und winkte einem der nachfolgenden Jagdgehilfen: „He, Huber! Reit! Er einmal da hinüber und forsch! Er, was das für fahrendes Volk vor uns ist!“

„Wie Fahrende sehen sie nicht aus, lieber Oheim. Seht, der eine der Männer trägt Bergmannstracht, und Weiber sind auch im Zug, o — und Kinder!“

Das sagte ein schlant aufgeschossener Jüngling, der zwischen dem ersten Reiter und einem dritten, einem Manne in mittleren Jahren, dahingeritten war; sein Gewand gleich denen seiner Begleiter verriet die Zugehörigkeit zu den obersten Geschlechtern des Landes, wie auch der Schnitt und Ausdruck seines Antlitzes, trotz mädchenhafter Weichheit, den Edelmann erkennen ließ. Der angerebete Oheim, dem Aussehen nach ein Kriegsmann, lachte: „Deswegen kann es doch Gefindel sein. Landfremde sind es jedenfalls. Meinet Ihr nicht auch, Graf Bleß?“

„Ich bin der Ansicht Euer Erlaucht. Wir werden ja vernehmen, woher sie kommen, was ihr Ziel, und ob sie Durchfahrtsrecht erworben haben.“

(Schluß folgt.)

Rückschau.

Das Ministerium Scheidemann ist zurückgetreten, weil es den Friedensvertrag nicht unterzeichnen konnte und wollte, das Ministerium Bauer tritt an seine Stelle und wird unterschreiben. Was jetzt in Weimar sich vollendet, ist nicht die Folge der Fehler der „alten Regierung“, sondern der Schlusstrich unter die Entwicklung, welche mit dem 9. November eingeseht hat. Mögen in den Fehlern, welche vor dem Kriege und während des Krieges seitens der deutschen Regierung gemacht worden sind, auch viele Einzelursachen für das Liegen, das wir jetzt auf uns zu nehmen haben, zu einem solchen Friedensschluß wäre es nicht gekommen, wenn uns der 9. November 1918 erspart geblieben wäre.

In dem Begleitbrief zu ihrem „letzten Wort“ haben es uns jetzt unsere Feinde mit dünnen Worten gesagt, daß sie das deutsche Volk bestrafen müßten. Vorher klang es ganz anders. Jetzt brauchen sie nicht mehr zu heucheln, jetzt können sie gesteht ihr wahres Gesicht zeigen. Wir allein haben die Schuld am Kriege. Uns kann man zumuten, unsere Führer mit dem Kaiser an der Spitze auszuliefern, wir sind unfähig, Kolonien zu verwalten. Wir müssen vor der Tür des Völkerbundes warten, bis man uns gnädigst hineinläßt. Wir müssen alles hingeben, alles versprechen, auf alle Macht verzichten und haben zu leben von der Gnade unserer Feinde.

Aber es gibt bei uns noch immer unverbesserliche Illusionisten, die da meinen, wenn wir nur den Friedensvertrag unterschrieben hätten, dann würden die Gegner schon mildere Saiten aufziehen. So haben sie es uns vorgeredet seit 1917, vor dem Waffenstillstand, vor den Friedensverhandlungen und nun jetzt wieder. Und sie finden immer wieder solche, die es ihnen glauben. Das ist unsere größte Not, daß ein klares Erkennen der wirklichen Absichten unserer Gegner uns gefehlt hat, und daß kein Führer unserm Volk erstand, der in geschlossener innerer Front dem Vernichtungswillen unserer Feinde den Lebenswillen eines einigen Volkes entgegensetzte.

Parteiinteressen, Parteitaktik waren bei uns größer als Vaterlandsinteressen und Vaterlandswohl. Auch jetzt bei den

entscheidenden Beratungen in Weimar zeigt sich das. So erfreulich es ist, daß eine ganze Reihe sozialdemokratischer Abgeordneter öffentlich erklären, daß sie gegen den Gewaltfrieden der Entente sind und die Zustimmung zu ihm ablehnen, so bedauerlich ist es, daß sie hinzufügen im Interesse der Aufrechterhaltung der Einheit der Partei würden sie in der Nationalversammlung nicht gegen die Unterzeichnung stimmen, d. h. also sich der Stimme enthalten. — Sie stellen dadurch das Interesse der Partei höher als das des deutschen Volkes.

Das ist der Jammer unseres politischen Lebens immer gewesen und scheint es auch bleiben zu sollen. Da sollten wir von unsern Gegnern lernen. In Frankreich gärt es und Clemenceau hält sich mühsam am Ruder. Aber jetzt in den entscheidenden Tagen treten alle persönlichen Meinungen zurück und das ganze Volk steht zusammen.

Sozialdemokraten und Zentrum haben sich in dem „Unterzeichnungskabinett“ zusammengefunden. Herr Erzberger ist natürlich auch dabei. Merkwürdig dieses Gespann. Und doch nicht merkwürdig für den, der beide Parteien nach ihrer Wesensart genauer kennt. Von ausgeprägter nationaler Gesinnung sind beide nicht. Sie haben mehr innere Verwandtschaft als man annehmen zu sollen geneigt ist. Aber — vertreten denn diese beiden Parteien wirklich das deutsche Volk? — Ganz gewiß nicht.

Doch das deutsche Volk muß auf sich nehmen, was diese beiden in seinem Namen unterschreiben.

Sie sagen uns, daß wir durch die Unterschrift das Einmarschieren der Feinde und das Chaos im Innern vermeiden. Wir wollen abwarten, was geschieht, wenn die Unmöglichkeit der Erfüllung der feindlichen Forderungen, die alle Sachverständigen festgestellt haben, hervortritt. —

Eben heute kommt die Nachricht, daß unsere deutschen Seeleute die in England internierten Kriegsschiffe freiwillig auf den Grund des Meeres geschickt haben. Mit wehender Kriegsflagge sind sie untergegangen. Sie sollten sie nicht haben, die Engländer. Sie haben die Ehre der deutschen Marine wieder gezeigt unsere Matrosen.

Geschrieben am 22. Juni 1919.

Aus der Arbeit der Frauenhülfe.

Pommersche Frauenhülfe.

Es liegt ein Jahresbericht der Frauenhülfe zu Stolp i. Pommern vor, aus dem wir zum Teil wörtlich, zum Teil im Auszug unseren Leserinnen mitteilen:

„Als wir vor Jahresfrist unsere letzte Mitgliederversammlung am 22. April 1918 hielten, da feuerten wir wohl alle unter dem harten Druck der schweren Zeit. Aber eins blieb uns damals doch noch, das uns aufrecht erhielt in all dem Sturm

und Drang: die Hoffnung! Heute stehen wir an einem Grab, in dem unsere Hoffnung für unser Vaterland begraben liegt Stück um Stück. Das deutsche Schwert zerbrach. Begraben wieder und verscharrt — scheinbar für immer — der jahrhundertalte Kniffhäusertraum von des deutschen Kaiserreiches Herrlichkeit. Und — was uns fast noch mehr dünkt — die höchsten sittlichen Güter unseres Volkes liegen in Scherben: deutsche Ehre, deutsche Tugend, deutsche Treue sind zum Spott geworden in der Welt. Mit wehem Herzen gedenken wir, als Mitglieder der



Frauen- und Kinderwäsche.



1. Taghemd mit herzförmigem Ausschnitt für kleine Mädchen.
2. Taghemd mit rundem Ausschnitt. Jeder Schnitt ist für das Alter von 6-8 Jahren gegen Einsendung von 45 Pf. in Briefmarken erhältlich. — Adresse: Frau Marie Kuhl, Berlin W, Potsdamerstr. 84a.

zuerst zwei Taghemden für kleine Mädchen. Das eine hat herzförmigen, das andere runden Halsausschnitt. Das mit rundem Ausschnitt läßt sich besonders gut aus Altem herstellen, weil es über der Brust einen Einsatztstreifen hat und sich deshalb kleine Stoffstücke verwenden lassen. Auch allerhand Einsatz- und Spitzenreste lassen sich auf diese Weise wieder verwenden. Zum ersten Hemd mit herzförmigen Ausschnitt gebraucht man 2 Meter Wäsche-stoff 80 Zentimeter breit, $\frac{1}{4}$ Meter Stückerseinsatz, 2 Meter Stückerseinspitze und 2 Meter Wäschebändchen. Zum zweiten Hemd mit rundem Ausschnitt hingegen gebraucht man $2\frac{1}{2}$ Meter Stoff 80 Zentimeter breit, 1 Meter Einsatz, $2\frac{1}{2}$ Meter Stückerseinspitze und $2\frac{1}{2}$ Meter Wäschebändchen.

3. Unterhose mit Leibchen für Knaben. Diese Hose ist einfach herzustellen. Halsausschnitt und Aermelrand sind mit schmalen Schrägstreifen unterlegt. Das Beinkleid ist hinten aufgetupft. Wir raten einer praktischen Mutter, unter diese Leibchenunterhose ihren kleinen Knaben überhaupt kein Hemd anzuziehen, sondern in das Leibchen wie hier gezeigt, Aermel einzunähen und die ganze Leibchenunterhose sozusagen als Hemdhose anzusehen. Bei den jetzigen knappen Zeiten und in der Sommer-

Das erste Baumwollschiff ist von Amerika nach Deutschland abgegangen. — Diese Nachricht ging kürzlich durch die Zeitungen. Woher sie kommt die Baumwolle, weiß man nicht, denn Amerika ist groß, wohin sie geht, weiß man eben-

sowenig, nur das weiß man, daß sie übermäßig teuer bezahlt ist und daß die aus ihr hergestellten Bekleidungsgegenstände für den gewöhnlichen Sterblichen unbezahlbar sind. So werden auch unsere Leserinnen sich vermutlich noch lange begnügen, ihre Wäsche aus „Gebräuchtem“ herzustellen — auch die heute hier gezeigten Gegenstände. Da sind

hitz nur ein vereinfachtes Verfahren. Man gebraucht für die Leibchenunterhose 1,50 Meter: 80 Zentimeter breit, für das Alter von 6 bis 8 Jahren.

4. Geschlossenes Beinkleid für Damen. Der Schnitt zu diesem Beinkleid ist insofern praktisch, als er weit ist und deshalb nicht so leicht im Schritt reißt, auch ist er nur kurz, reicht bis zum Knie, was auch vollständig genügend ist. Der Schluß ist an jeder Seite durch Knopf. Man gebraucht $2\frac{1}{4}$ Meter Stoff 80 Zentimeter breit und 2 Meter Stückerseinspitze 4 bis 6 Zentimeter breit je nach Gefallen. Der Durchzugseinsatz kann fortbleiben und durch einen geraden Stoffstreifen oder durch Wäschebändchen ersetzt werden, die Bandschleife fällt damit auch fort.



3. Unterhose mit Leibchen für Knaben. Schnitt für 4-6 über 6-8 Jahre wie nebenstehend erhältlich

Aus einem Briefe an die Großtante.

Mein liebes Tantechen!

Du wolltest dich mit dem Gedanken vertraut machen, Dir Holzsandalen anschaffen zu müssen, weil du schlechterdings kaum noch etwas auf die Füße zu ziehen hast? So schreibst Du mir und fügst hinzu, Du möchtest auch noch einmal in deinem Leben ganz modern sein. Ich habe mich sehr vergnügt (um nicht zu sagen amüsiert) über Dein Vorhaben. Da ich aber darüber erst mein Gutachten abgeben soll, so muß ich Dir ganz energisch abraten. Kaufe Dir lieber ein Paar ganz gewöhnliche Stoffmorgenschuhe mit Sohlen von „Fitzersack“, und Du bist glücklicher dran. Uebrigens wirst Du auch dann ganz modern sein, denn der „Stoff“ wird Papierstoff sein. Diese Holzsandalen sind eine ganz unmögliche Fußbekleidung. Nicht etwa, daß ich denke, man könne auf Holz nicht gehen, sondern weil diese modernen Sandalen nichts als verballhornisierte Holzpantoffel sind, auf denen es sich nicht allein schauerhaft geht, sondern die dermaßen unförmig gearbeitet sind, daß sie nach jedem längeren Gange reparaturbedürftig werden, bei mäßigem Gebrauch in Haus und Garten aber dies mindestens alle zwei Tage sind. Ich habe meine in einem der ersten



4. Geschlossenes Beinkleid für Damen. Schnitt in Größe 42 (etwas kleiner als Mittelgröße) gegen Einsendung von 45 Pf. in Briefm. erhältlich. Adr.: Frau Marie Kuhl, Berlin W, Potsdamerstr. 84a.

Ihm um die Schulter der errötenden Frau und neigte sich liebevoll über sie und ihr Kind.

„Gott wolle geben, lieber Herr, daß ich allezeit Euch ersehen kann, was Eure Katharina Euch gewesen!“

„Sie steht als verkürzter Engel zu uns herab und ihren Segen fühle ich in jeder Stunde“, sprach Luzius leise. „Es ist so, wie die Schrift spricht von einem guten Weibe, das wie ein Rebstock ist und ein Delbaum. Heil und Segen spendend dem Haus, darin es waltet. Baumgartner, auch Ihr möchtet noch ein spätes Glück finden, wenn Ihr Euch eine Gefährtin gewinnen könntet.“

„Das ist vorbei“, entgegnete dieser. „Doch so Ihr es mir erlaubt, daß zuweilen ein Strahl aus Eurem Sonnenschein auf meinen Scheitel fällt, so will ich dessen froh genießen und immer wieder dankend bekennen: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!“

„Amen!“ sprach Luzius und reichte ihm die Hand.

— E n d e . —

Rückschau.

Wenn diese Zeilen in die Hände der Leserinnen und Leser kommen, hat voraussichtlich in Dresden vom 15.—18. Juli ein Kirchentag stattgefunden, bei welchem alle die notwendigen und wichtigen Fragen der kirchlichen Verfassung und auch des kirchlichen Bekenntnisses verhandelt worden sind. Dieser Kirchentag wird von den allermeisten evangelischen deutschen Landeskirchen beschickt werden.

In unserer preussischen Landeskirche stehen wir noch in der Vorfrage für den Umbau oder Neubau der Verfassung. Bleiben kann die Kirchenverfassung nicht so, wie sie war, ganz abgesehen davon, daß das Bischofsamt der Landesherren nicht mehr vorhanden ist, die Kirche also ihre sichtbare Spitze verloren hat.

Der evangelische Oberkirchenrat hat einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet und ihn dem von ihm eingesetzten Vertrauensrat vorgelegt, nach welchem eine durch Urwahlen zu berufende Generalsynode die neue Kirchenverfassung beschließen soll. Gegen die Urwahlen haben die Provinzialsynoden, welche bis jetzt getagt haben, sich ausgesprochen. Einzelne Kreissynoden haben in letzter Zeit ihre Stimmen dafür erhoben.

Es lassen sich sehr schwerwiegende Bedenken gegen das Massenwahlrecht in der Kirche erheben. In jede Gemeinde würde die Parteilung hineingetragen, die Wahlen würden sehr viel Geld kosten, die Gefahr liegt vor, daß die kirchlich Gesinnten

durch völlig unkirchliche Massen erdrückt würden.

Auf der andern Seite kann man mit Recht sagen, daß die bisherige Generalsynode in ihrer Zusammensetzung nicht das kirchenvoll vertreten hat, sondern im wesentlichen sich aus höheren Kirchenbeamten und Verwaltungsbeamten zusammensetzte. Das muß natürlich anders werden. Es würde mit der Einführung der Urwahlen sicher anders; aber ob die Urwahlen zur Generalsynode sonst heilsam wirken würden, steht doch dahin.

Wir wünschen uns für die Kirche ein organisches Wahlrecht, das sich auf der Einzelgemeinde aufbaut. In der Einzelgemeinde muß durch alle wahlberechtigten Männer und Frauen der Gemeindegemeinschaft durch Urwahl nach Verhältniswahlrecht gewählt werden. Dabei sind für die Aufstellung der Wählerlisten weitgehende Erleichterungen einzuführen. Als Wahlmündigkeitsalter ist die Vollendung des 24. Lebensjahres festzuhalten. Für das passive Wahlrecht zum Gemeindegemeinderat Vollendung des 30. Lebensjahres anzunehmen. Aus den Gemeinden müssen sich dann die Kreissynoden, aus diesen die Provinzialsynoden und aus diesen die Generalsynode aufbauen. So wird am besten die Auswahl der Geeigneten getroffen. Sobald eine weitere Klärung der Frage erfolgt ist, berichten wir unsern Leserinnen darüber.

Geschrieben am 22. Juni 1919.

Kindergottesdienst.

Aus der Truhe meines Erlebens frame ich eine seligstrahlende Erinnerung.

Ich sehe wieder alles vor mir. Eine verwitterte und verschrumpelte Kirche, umgeben von efeubewachsenen Hügeln und schiefhängenden Mauern und dazwischen Heckenrosenbüschel und Fingerhut. Wie eine im ewigen Halbschlaf dufende, wundergute Großmutter sieht sie aus, die ihre Lebensaufgabe vollendet hat und nun gütig lächelnd auf all das neue jungsprossende Leben blickt, das sich an sie schmiegt. —

Es tut mir so furchtbar weh, daß meine alte, liebe Kirche ausgedient hat, daß man sie einfach ausran-gierte wie wie ein Stein auf der Straße weggeschoben wird, gefühllos. Eines Tages, da ist der Küster gekommen und hat die kleine Tür mit dem ausgeschnittenen Herzen zugeschlossen und ist in eine neue, ganz funkelneue Kirche gegangen und hoch oben im Glockstuhl hängt nun ein Schwalbennest.

Manchmal meine ich, in mondstillen Nächten, müsse mein Kirchlein anfangen zu raunen und zu erzählen und die Kanzel im Innern finge an zu lächeln und plötzlich ginge die Tür auf und der liebe, wunderfeine Dorfpastor schritte durch den Gang. Wie der Herr Jesus selber sieht er aus . . . mit rötlich-rosaem Bart und feierlichem Samtbarret. In der rechten Hand hält er die Bibel, und die linke hebt er warnend auf und sagt

ganz laut und feierlich: „Mein Haus ist ein Bethaus und kein Schwapphaus!“ Wie da plötzlich all das Geraune und Gewisper der braunen und blonden Köpfe, die aus den dunklen Bänken ragen, verstummt und einer feierlichen Stille Platz macht. . .

Oben im Orgelstuhl, überm Altar, schmunzelt der eisgraue Küster still vor sich hin.

Und dann ertönt es zaghaft

So nimm denn meine Hände und führe mich,

Bis an mein selig Ende und ewiglich.

Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt,

Wo du wirfst gehn und stehen, da nimm mich mit —

— Da ni—imm — mich mit auf langen, goldenen Sonnenfäden, die durchs bunte Fenster fallen, sitzen bestäubte, pausbäckige Engel und lauschen.

Da plötzlich wird es, als ob sich vom blaubemalten Sternenhimmel der Decke langrieselnde Schleier niedersenkten und bedeckten das lebenswarme Sonntagsmittagsbild — so daß nur noch ein Atemzug lang der schwarze Talar und der Christusbart des Pastors sichtbar ist — nun verschwindet auch dieses und das alte, ausgediente Kirchlein steht und nickt und summt veronnen vor sich hin. — — —

Grete Haarmann.

um seine Dankbarkeit dafür zu beweisen, leckte er Frau Sprengels hilfreiche Hände. Nach dem Baden flößte sie dem Kinde Milch ein, wickelte es in die warme Decke, und machte ihm eine Vertiefung in das Heu. Den Rest der Milch gab sie dem Hündchen, womit sie sein Herz für alle Zeiten gewann.

Erst als das Kind besorgt war, sah sich Frau Sprengel die schlafende Mutter näher an. Es war ein noch sehr junges, bildschönes Weib; die Hand, welche schlief herabhing, trug einen Trauring. „Eine Verlassene?“ dachte Frau Sprengel. „Eine Unglückliche auf jeden Fall, sonst hätte sie sich nicht da oben verkrochen und Zuflucht gesucht. — O, wie schlecht sie liegt! da mag mir mein Mann helfen!“

Eine halbe Stunde später stapfte der Hausmeister die Treppe herauf, der einen frischgefüllten Strohsack auf dem Kopfe trug. Hinter ihm her kam seine Frau mit Bettwäsche, einer zweiten Decke, Kissen, und einem zugedeckten Schüsselchen mit Mehlsuppe. „Deine Güteherzigkeit wird uns noch um Bohn und Brot bringen,“ polierte der Mann. „Die Kranke, die du vor ein paar Jahren so schön gepflegt hast, hat uns zum Dank schändlich bestohlen, und wenn Herr Maurer von der neuen Diebssperre was merkt, jagt er uns fort.“

„O nein, nich Lieb!“ kam es mit schwacher Stimme vom Kanapee her. „Ich ehrbare Frau, awen auch Geld for Suriä. Nich Lieb! Brave Mann bod. Barmherz, kuddle Mann, kuddle Frau! Ich so krank, beinah gesterp!“

„Ja, ja, wenn aber da was nicht in Ordnung ist, geh ich zur Polizei,“ erwiderte der Hausmeister. „Je größer die Schönheit, je kleiner mein Vertrauen!“

„Lorenz, bist du ein Unmensch?“ rief seine Frau. „Denn dich doch nur in ihre Lage! — Und jetzt sieh, daß du eine Bettstelle zusammenfindest!“

Sprengel verschwand brummend in dem Stapel alter Möbel, und bald erschollen die Hammerschläge, vermittels deren er einer uralten Bettstelle mehr Festigkeit zu geben versuchte. Dann stäubte er sie feuerlich ab und legte den Strohsack hinein. „Na, bist du jetzt zufrieden?“ fragte er seine Frau, die eilig das Bett fertig machte. „Ja, du härbeißiger Kerl, der sich immer anstellt als hätt' er kein menschliches Herz! — Jetzt brauch ich dich nicht mehr, sei aber so gut und sieh ein paar Mal nach meinem Feuer in der Küche; ich muß

noch eine Weile dableiben.“ Darauf entleerte sie die Fremde, nahm frische Wäsche aus deren Handkoffer, und legte sie in das frische Bett. Nachdem sie die Suppe zu sich genommen hatte, schlief sie sogleich wieder ein.

Wie oft Frau Sprengel noch an diesem Tage die Treppen stieg, weiß ich nicht zu sagen, das aber weiß ich, daß sie am Abend, müde zum Umfallen, doch in dankbarer Stimmung ihr Lager aufsuchte. „Hast du es gut gehabt?“ sagte sie mit einem Blick auf ihren sechsjährigen Knaben Alban, der sanft schlief. „Wie schön und sorgsam bereitet war dein erstes Bettlein! — Packheu und eine Kiste — wenn man sich das denkt!“

2.

„Es ist alles in Ordnung, lieber Sprengel, da ist gar kein Zweifel erlaubt,“ sagte Herr Maurer und deutete auf die Papiere, die vor ihm auf dem Tische lagen. „Trauschein des Monteurs Franz Chermal aus Stettin und der Gärtnerstochter Marilla Testatare aus San José in Costarico, Zentralamerika, kirchlich und amtlich bescheinigt. — Totenschein des Mannes, der an Lungentzündung verstorben ist, vom Schiffsarzt und vom Kapitän unterschrieben. Und hier ein Kontrakt zum Arbeitsantritt auf den 15. Mai bei hiesiger Firma. Alles in Ordnung, sage ich, und wir haben gar keinen Grund, gegen das arme Geschöpf einzuschreiten. — Seit wann ist sie da?“

„Meine Frau hat den Hund schon vor acht Tagen gesehen. Da mag sie wohl eine halbe Woche länger in Stettin sein; hat ihres Mannes Eltern tagelang gesucht, die sind aber tot.“

„Dawohl, der Dachdecker Chermal ist im Winter gestorben und seine Frau gleich hinterher. Brave Leute, Sprengel. Er hat schon für meinen Vater gearbeitet.“

— Nun, dann ist die junge Frau wohl in Not geraten?“

„Das nicht gerad, Herr Maurer, sie hat noch Geld, sagt aber, daß sie keins verbrauchen darf, wegensurück in ire Land, Und da hat sie sich eben auf unsern Boden geschlichen.“

„Ja, ja, unser torloses Haus!“ lachte Herr Maurer. „Schlaues Weib! Könnten Sie ihr denn nicht ein Rämmerchen geben?“

„Wollt' ich schon; sie will aber durchaus nicht; versichert, daß es da oben in dem Halbduster ferr schön wäre.“

(Fortsetzung folgt!)

Rückschau.

Der Friedensvertrag ist von Deutschland ratifiziert, d.h. nachdem die Nationalversammlung in Weimar ihn endgültig anerkannt hat, ist er durch den Reichspräsidenten unterschrieben und dadurch bestätigt worden. Nun hat er die Gültigkeit eines verbindlichen Staatsvertrages erlangt. Wir denken noch einmal zurück an die Entstehungsgeschichte dieses unser Volk in Sklavensesseln schlagenden Vertrages. Getrieben von dem Verlangen sich an uns zu rächen, uns zu demütigen, uns militärisch ohnmächtig zu halten, uns wirtschaftlich zu unterdrücken, haben die führenden Männer von Amerika, England und Frankreich den Vertrag entworfen, von dem alle unsere Sachverständigen und die Regierung Scheidemann erklärten, daß er unerfüllbar und

darum unannehmbar sei. Die Feinde haben keine ihrer Hauptforderungen aufgegeben. Alle unsere Sachverständigen, die mit den Verhandlungen befaßt waren und die Regierung Scheidemann sind zurückgetreten. Dann aber hat sich in der Nationalversammlung eine Mehrheit gefunden, in der Hauptsache aus Sozialdemokraten und Zentrum bestehend, welche die neue Regierung ermächtigt hat, den Vertrag zu unterzeichnen. Sobald nun auch die Staatsoberhäupter von Amerika, England und Frankreich den Vertrag, an dessen Annahme durch die Parlamente dieser Völker nicht zu zweifeln ist, unterschrieben haben werden, wird er volle Gültigkeit erlangt haben und es geht dann an seine Ausführung. Ebenso zäh wie unsere Feinde bei der

Herbeiführung der Unterzeichnung durch uns an ihrem Vernichtungswillen festgehalten haben, werden sie auch auf seine Durchführung dringen und wir, die wir uns wehrlos gemacht haben, werden unsere Nacken beugen müssen unter das feindliche Joch. Wir alle, auch die Männer, die den Vertrag unterschrieben haben, wissen, daß die Feinde Unmögliches von uns fordern, aber man wird auf seinem Schein bestehen, wird mit Gewalt drohen und Gewalt anwenden, um uns zu drücken und zu drängen und bittere Not wird in Deutschland herrschen.

Unmöglich ist die Durchführung der wirtschaftlichen Bedingungen, die Zahlung der Entschädigungen, die Knebelung unseres ganzen Wirtschaftslebens, aber schwerer fast noch drücken drei andere Punkte. Wir haben unterschrieben, daß wir allein die Schuld am Kriege tragen. Bis zuletzt haben wir Einspruch dagegen erhoben, aber wir haben es doch unterschrieben. Demgegenüber wollen wir uns einprägen, was der Vorsitzende der London- und Provinzialbank, der Oberst Alfred Silber von den Engländern gesagt hat: „Wir haben diesen Krieg begonnen, um die industrielle Macht Deutschlands und den steigenden Einfluß Deutschlands auf das internationale Bankwesen endgültig zu vernichten; wir bringen die schwersten Opfer, um zu diesem Ziel zu gelangen, und machen wahrhaftig Elend und Angst genug mit, um den Plan zu vollenden, der uns vorschwebt. Vor dem Kriege haben wir uns von der deutschen Konkurrenz überall umstellt. Ein erträgliches Dasein war nicht mehr möglich. Soll dieser Zustand wiederkehren? Nein! Wir müssen den Krieg fortsetzen bis zum endgültigen Siege. Wir müssen die Macht Englands größer gestalten, als sie jemals gewesen. Der Deutsche muß aus dem Wege geräumt werden. Das war unsere Absicht als wir den Krieg begonnen haben.“ — Hier also liegen die wahren Ursachen des Krieges und die Schuld am Kriege liegt nicht bei uns.

Wir haben uns verpflichtet, daß wir den Kaiser und unsere Helden, die im Vernichtungskriege alles für Deutschlands Rettung eingesetzt haben, dem parteiischen Gericht der Feinde ausliefern werden. Gewiß kann man sagen, daß diese schändliche Forderung im letzten Grunde eine Schande für unsere Feinde ist, und daß die Weltgeschichte sie einmal als solche in ihre Blätter einschreiben wird. Aber daß man uns so tief hat demütigen können, daß wir zu diesem Schandverfahren die Hand bieten müssen, daß wir so ehrlos gemacht worden sind, das schmerzt mehr als alles andere. Wir können jetzt nicht mehr singen „O Deutschland, hoch in Ehren“.

Wir müssen Millionen unserer deutschen Brüder und Schwestern unter fremdes Joch gehen lassen. Das Selbstbestimmungsrecht, welches man den Polen, den Tschechen, den Slowaken, den Ungarn zu billigt, wird den Deutschen in Elsaß-Lothringen, in Böhmen in weiten Teilen des zu Polen geschlagenen Gebietes versagt. Wer die polnische Geschichte kennt, wer auf das Wüten polnischer Haffes während der Dauer des Waffenstillstandes geachtet hat, der weiß, was derer wartet, die als Deutsche unter polnisches Regiment kommen. Sie gehen schweren Leidenszeiten entgegen. Insbesondere wird die deutsch-evangelische Kirche im neuen Polen Zeiten der Not haben. Auf die Unterschrift der polnischen Machthaber unter eine Erklärung, daß sie den deutschen Minderheiten ihre Rechte wahren würden, darf man nicht viel geben. Worthalten war noch nie eine Eigenschaft der Polen. Es wird uns bitter schwer, Abschied zu nehmen von denen, die nun unter fremdes Joch kommen. Das aber ist unsere Hoffnung, daß unsere Brüder und Schwestern überall, besonders im Polenland ihr Deutschtum bewahren werden. Auch wir wollen ihnen die Treue halten und immerdar bei dem Glauben bleiben, daß der Tag einmal kommen wird, an dem sie wieder mit Deutschland vereinigt werden.

Geschrieben am 17. Juli 1919.

Aus der Arbeit der Frauenhilfe.

Bochum. Frauenhilfe (7. Pfarrbezirk).

Gottes Güte bescherte uns in diesen dunklen Tagen ein erhebendes Zusammensein in unserer Frauenhilfe. Ungefähr 400 Teilnehmerinnen hielten sich im großen Vereinshausaal an den freundlich gedeckten Tischen zusammengefunden. Der Frauenhilfschor, der gute Fortschritte gemacht hat, leitete die Generalversammlung ein mit dem Lied: „Was mein Gott will, das gescheh allzeit“. Nach kurzer Begrüßung gab der Bezirkspfarrer den Jahresbericht. 11 Mitglieder haben wir durch den Tod verloren. Besonderen Anlaß haben die Mitterabende gefunden, die durch den Krieg ins Leben gerufen, in erweitertem Maße an Stelle der Arbeitsnachmittage im Frieden beibehalten werden sollen. Der Höhepunkt im Vereinsleben war die 25 jährige Jubelfeier, die unter außerordentlicher Teilnahme des ganzen Bezirks in Festgottesdienst und Nachversammlung einen erhebenden Verlauf nahm. Die Mitgliederzahl ist trotz der vielen Sterbefälle und des Abgangs infolge Verziehens von 730 auf 740 gestiegen. Trotz der vermehrten Ausgaben infolge der Teuerungsverhältnisse konnte der Mitgliederbeitrag von 3 Mark dank der tatkräftigen Unterstützung, die der Verein von anderer Seite erfahren hat, beibehalten werden. — An die Verhandlungen schloß sich allgemeines Kaffeetrinken. Pfarrer Schmidt II sprach über das Gebet. Jetzt tut uns doppelt not, daß wir uns in unsern Vereinen in herzlichem Gebet fest zusammenschließen. Insbesondere soll dazu auch unsere Bibelstundengemeinschaft Donnerstags Abend dienen. Eine ganz besondere Freude war es dann noch der Jugend zuzusehen, die in schönem Reigen, der ersten Darbietung „Heimgesunden“ (Jungfrauenabteilung B) und ihren Gesängen (Abteilung A) die Aufmerksamkeit fesselte.

Kreisverband der Frauenhilfe der Synode Bochum.

Nach längerer Pause fand am 20. Juni eine gut besuchte Abgeordnetenversammlung im evangelischen Vereinshaus Bochum statt, bei der besonders die neugegründeten Bezirksvereine von Bochum und Witten zahlreich vertreten waren. Herr Pastor Eberth-Bochum-Hamme sprach über das Thema: „Wie können

die Frauenvereine zur Vertiefung des Gemeindelebens beitragen?“ Der Redner führte aus, daß in erster Linie das religiöse Leben in den Gemeinden getragen werden müsse vom Pfarramt — neben und mit ihm durch die kirchlichen Vereine. Wie die oberste Kirchenbehörde, der Evang. Oberkirchenrat, bedingt durch die großen Umwälzungen, sich habe ergänzen müssen durch den Vertrauensrat, so müßten auch aus den Gemeinden Mitarbeiter herangezogen werden — nicht zum mindesten die wertvollen Kräfte, die wir in den Frauen haben. Sie zu stärken und zu vertiefen, sei Pflicht der Frauenvereine. Von ihnen müsse ein lebendiger Strom religiösen Lebens ausgehen, der die ganze Gemeinde durchflute, um vor allem der großen Oberflächlichkeit vieler Gemeindeglieder entgegen zu treten. Einzelne religiöse Persönlichkeiten, wie sie Redner besonders bei seiner Wirklichkeit in Hefen unter Frauen gefunden habe, müßten hin und her im Lande Zeugnis ablegen von dem lebendigen Gott. Der Redner empfahl Bibelturse einzurichten, um den Suchenden beim Forschen und Sichvertiefen in die Schrift beizustehen. In der anschließenden Besprechung kamen die verschiedensten Wünsche und Meinungen zur Geltung. Die Vereine wollen die gegebenen Anregungen in der für ihre Verhältnisse geeignetsten Form in die Tat umsetzen und weiter bauen, wo bereits nach dieser Richtung gearbeitet. In den engeren Vorstand wurden Herr Pastor Zaulek-Bochum gewählt. Pastor Niederstein berätete, daß die Provinzialgeschäftsstelle in Soest eine evangelische Schwesternstation in der Synode einrichten wolle, zu deren Sitz Bochum ausersehen sei. Die Versammlung nahm von dieser Neueinrichtung freudig Kenntnis. Es besteht ein großer Mangel an evg. Schwestern zu Privatpflegen, dem abgeholfen werden muß. Sobald in Bochum eine geeignete Wohnung gefunden, soll die Station mit 4 Schwestern zunächst, die von der Frauenhilfe in Soest ausgebildet, eingerichtet werden. Weiter konnte mitgeteilt werden, daß im Charlottenheim in Siegen noch einige Plätze für erholungsbedürftige Frauen zum vollen Tagespreis von 4 Mark frei seien, einige Anmeldungen sind bereits eingegangen.

Chermalb. Sie schrieb, daß sie in ihrer Heimat gut angekommen sei, liebevoll aufgenommen von den Eltern, die erst sehr erschrocken wären, sie als Witwe heimkehren zu sehen wo sie sie glücklich verheiratet glaubten. Sie arbeite fleißig in ihrer Eltern kleiner Gärtnerei, und der kleine Lorenz gediehe prächtig. Ihr schlimmer Husten sei ganz verschwunden. Sie würde nie vergessen, wie Sprengels ihr mit Liebe und Hilfe beigegeben hätten, und sobald ihr Kind sprechen könnte, wolle sie es lehren, jeden Abend für die Wohltäter zu beten, die sie segnete alle Tage ihres Lebens. — An dem Tage, wo dieser Brief kam, war große Freude bei den Hausmeistersleuten.

Es sah jetzt nicht mehr so fröhlich bei ihnen aus wie früher. Alban ging nun in die Schule, und zeigte Eigenschaften, die seinen Eltern Sorge bereiteten. Er war unaufrichtig und faul, und schon im ersten Jahre gab es empfindliche Schulstrafen; im zweiten Jahr schwänzte er fünfmal die Schule trieb sich den ganzen Tag herum, und log ungeheuerliche Geschichten darüber zusammen, wie er den Tag löblich zugebracht habe. Wo er aber eigentlich gewesen war, das war nicht herauszubekommen. Und Albans Kindheit war so wohl behütet

gewesen! die Eltern hatten so treu über ihn gewacht und alles Gute in ihn zu pflanzen gesucht, er ward aber von Jahr zu Jahr verlogener und unzuverlässiger und bei gutem Fassungsvermögen ein immer schlechterer Schüler. Wo er aber über anderer Leute Tun und Lebensgewohnheiten etwas ausschüffeln, deren Schwächen benutzen konnte um sich Vorteile zu verschaffen, da allein zeigte er Ausdauer und Beharrlichkeit! Die Sorge der Eltern wuchs aber als sie merkten, daß Alban seine Spielfkameraden betrog wo er nur konnte, und alle Vorstellungen über die Unehrenhaftigkeit seines Tuns vermochten es ihm weder leid zu machen noch ihn zu bessern. Einmal zwang ihn in die Not einer aufgeplagten Hofenmaht dazu, die schnelle Hilfe der Mutter zu suchen. Beim Nähen saßte sie in die seltsame dickbauchige Tasche, doch erst als Alban in jähem Erschrecken ihr die Hand festhielt, fing sie an, die Tasche auszuräumen. Da fand sie unter der bunten Menge der Gegenstände, wie sie Knaben gerne mit sich herumtragen, das Schächtelchen in welchem ihr Brautschmuck lag: Ohrringe, und ein goldenes Ketten mit einem Kreuzlein daran. Wie war das Schächtelchen in Albans Tasche gekommen? (Fortsetzung folgt.)

Rückschau.

Mit steigender Besorgnis muß jeder, der unserem Wirtschaftsleben zur Gesundung verhelfen will, das Andauern des Streikwahnsinns beobachten. Dem Eisenbahnerstreik, der an verschiedenen Stellen aufflammte, folgte in Berlin der Verkehrstreik, welcher einen offensibaren Vertragsbruch seitens der Arbeitnehmer darstellt. Jetzt wird überall unter den Landarbeitern gewühlt, um sie zu einem Erntestreik aufzuheizen. Man redet den Arbeitern vor, daß sie Lohnforderungen stellen müßten, aber die Drahtzieher des Streikes verbinden mit ihm ganz andere Absichten. Bedauerlich ist, daß die Arbeiter sich immer wieder von denen, die ihre politischen Ziele durch Streiks zu erreichen trachten, einfangen lassen, und daß sie wie blind sind gegenüber dem Unglück, welches durch die Streikwut schon angerichtet worden ist. Würde der Landarbeiterstreik wirklich allgemein werden, dann käme zu der Kohlennot, die für den Winter unabwendbar erscheint, noch eine Hungerkatastrophe. Ueber mangelnde Bezahlung können die Landarbeiter doch wahrhaftig jetzt nicht klagen und auch sonst übersteigen die Löhne, welche die Arbeiter erhalten, das Gehalt vieler Beamten um ein ganz Bedeutendes. Es ist ein Verbrechen gegen die Volksgesamtheit, wenn jetzt jeder nur seine Forderungen in den Vordergrund stellt, und wenn die Arbeiterschaft immer nur danach fragt, wie sie möglichst große wirtschaftliche Vorteile heraus schlagen kann. In dieser nur auf das Materielle gerichteten Gesinnung liegt die Schuld, unter der wir leiden. Der Materialismus in allen Kreisen hat uns in das Verderben hineingeführt. Er hat das Verantwortlichkeitsgefühl im persönlichen Leben und gegenüber der Gesamtheit vernichtet. Wenn wir nicht zu einer anderen Weltanschauung umkehren, müssen wir zugrunde gehen, oder wollen wir auch noch die Schmach auf uns nehmen, daß unsere Feinde defretieren, was und wie bei uns gearbeitet werden muß, daß sie Arbeitszeit und Arbeitsleistung festlegen und daß sie so Deutschland ganz zum Zucht haus machen, in dem jeder sein bestimmtes Tagespensum erledigen muß? — Wer wirklich mit offenen Augen in unser Volksleben hineinsieht, der kann es jetzt mit Händen greifen, daß das Reden vom Sozialismus uns auch nicht um einen Schritt vorwärts bringt, und daß uns Gott nur dann hilft, wenn wir den ersten Willen haben, wieder ein christliches Volk zu werden, das nach Gottes Geboten fragt und seine Wege gehen will.

In der Regierung sitzen bei uns jetzt die Sozialdemokraten und das Zentrum. So haben sich die Roten und die Schwarzen

zusammengesunden, von denen es auf den ersten Blick scheint, als müßten sie gegeneinander stehen wie Feuer und Wasser. Aber sie haben doch mehr innere Berührungspunkte, als man gewöhnlich denkt. Schwierig allerdings ist es für sie in den sogenannten Kulturfragen zu einer Uebereinstimmung zu kommen und es geht jetzt heiß her bei den Beratungen über die Schulfrage, die noch nicht zum Abschluß gekommen sind. Auf die Erhaltung der konfessionellen Volksschule kann das Zentrum nicht verzichten, wenn es nicht sich selber aufgeben will. Beide reagierende Parteien haben sich für die Verfassung bezüglich der Schule auf einen Kompromiß geeinigt. Der Wille der Erziehungsberechtigten soll maßgebend sein, ob simultane, konfessionelle oder rein weltliche Schulen in den Gemeinden eingerichtet werden. Private Schulen sollen mit Genehmigung des Staates zugelassen werden können, private Vorschulen sind unzulässig. Die Erteilung religiösen Unterrichtes bleibt der Willenserklärung der Lehrer, die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern bleibt der Willenserklärung der Erziehungsberechtigten überlassen. Die bestehenden theologischen Fakultäten an den Hochschulen bleiben bestehen.

Der für Juli geplante Kirchentag, der in Dresden stattfinden sollte, ist auf die erste Septemberwoche verschoben worden. Hoffentlich geben seine Verhandlungen Richtlinien, die für den Weiterbau des evangelischen Gemeindelebens wertvoll sind.

Wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leserinnen kommen, sind hoffentlich unsere Kriegsgefangenen, deren Rücksendung jetzt endlich vorbereitet wird, in ihre Heimat und in ihre Familien zurückgekehrt. Sie haben Schweres ertragen müssen und diejenigen von ihnen, die in hartem Kampf in Feindes Hand gefallen sind, nicht aber die, welche freiwillig sich den Feinden ergaben, sind unserer ganz besonderen Liebe wert.

Es hat sich in letzter Zeit ein Bund für die Interessen der Kriegshinterbliebenen auf christlich-konfessioneller Grundlage gebildet, der eine evangelische und eine katholische Abteilung hat mit einer gemeinsamen Zentralstelle. Es ist wichtig, daß wir diesen Bund nach Kräften unterstützen, denn er will nicht nur die wirtschaftliche Fürsorge der Kriegshinterbliebenen fördern, sondern auch die Pflege von Herz und Gemüt in die Hand nehmen. Wer Näheres über den Bund hören will, der wende sich an die Geschäftsstelle in Berlin NW 6, Charitéstraße 2.

Geschrieben den 17. Juli 1919.

Herr Donani sagte ihr, daß er Leute zur Hilfe holen würde; sie solle nur ganz getrost sein, in einer guten Stunde wäre er wieder da. Es war ihm aber nicht wahrscheinlich, daß die Frau den Trost begriffen habe, daher hieß er Bellina zur Wache dableiben, und der Hund begrüßte, und, obschon er halb verdurstet war, setzte er sich gehorsam neben sie.

„Nun, Fuchs, zeige, was du kannst!“ sagte Herr Donani als er wieder aufstieg. Und der Fuchs hatte ihn tatsächlich verstanden, denn sobald die Landstraße gewonnen war, flog er dahin, als käme er frisch aus dem Stall. Nach einer Viertelstunde ritt er in den Gutshof ein. Auf der Freitreppe des Herrenhauses erschien soeben eine Dame in Witwentracht. Ihr Haar war zwar grau, das Gesicht aber jugendlich und von großer Schönheit. In der einen Hand trug die Dame ihren Gartenhut, in der andern ein Körbchen mit Bast, Rosenscheere und Gartenmessern. Erfreut begrüßte sie den stattlichen Sohn, der nun gleich sein Frühstück haben sollte!

„Einen Augenblick noch, liebe Mutter,“ sagte er und eilte auf den Verwalter zu, der schon einen Stallburschen geschickt hatte, um das Pferd in Empfang zu nehmen. „Bitte, Herr Santos, ist eine Tragbahre auf dem Hof?“ rief er ihm entgegen. — „Jawohl, Herr Donani; der gnädige Herr Onkel, unser verstorbener

Herr, hat erst vor 3 Jahren eine angeschafft.“ — „Schön, so machen Sie schnell vier Leute dazu frei, und schicken Sie sie unverzüglich mit der Bahre nach dem Hohlweg, wo eine verunglückte Frau liegt. Ich komme gleich nach. Und geben Sie den Leuten auch ein Bündel Futter mit, denn das Pferd bei dem zerbrochenen Wagen sieht ganz abgehungert aus. Wollen Sie mir ein frisches Pferd satteln lassen, während ich schnell frühstücke?“ Damit eilte er über den Hof und ins Speisezimmer zu seinem wohlverdienten Morgenmahl.

„Verzeih, liebe Mutter, daß ich so verstaubt hereinkomme“, sagte er und biß in das schöne Schinkenbrot, das die sorglichen Mutterhände soeben zurechtgemacht und neben den dampfenden Kaffee gestellt hatten. „Ich muß gleich wieder hinaus, denn im Hohlweg liegt eine Frau bei zerbrochenem Wagen und wohl auch mit gebrochenem Bein. Ich bitte dich einen Wagen zum Arzt zu schicken und schreibe ihm dazu, daß er unbedingt noch heute herauskommen müsse. Sei auch so gut und ordne an, daß im Leutehaus die Krankenstube zurechtgemacht wird. Die Frau scheint kein Ungarisch zu verstehen sondern eine Deutsche zu sein; sie schrie furchtbar, als ich sie aufhob, und sagte immerfort: „O mein lieber Gott! o mein lieber Gott! — Gut, daß du und ich Deutsch verstehen.“

(Schluß folgt.)

Rückschau.

Wir können hier nicht auf engem Raum eine Uebersicht über die „Enthüllungen“ geben, mit denen der Reichsminister Erzberger vor die Nationalversammlung getreten ist. Der Eindruck, den die Verhandlungen hinterlassen haben, ist ein überaus unersprechlicher, und wenn auch die Mehrheit der Abgeordneten Herrn Erzberger ihr Vertrauen ausgesprochen hat, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er wirklich Vertrauen verdient. Man wird das Gefühl nicht los, daß er mindestens leichtfertig mit seinen Behauptungen ist, und dieses Gefühl verstärkt sich immer mehr, wenn im einzelnen ihm Unrichtigkeiten nachgewiesen werden. So behauptete er von dem Abgeordneten Schulz-Bromberg, er habe Verhandlungsmöglichkeiten mit den Polen verborgen. Als ihm der angegriffene Abgeordnete nachwies, daß das nicht richtig sei, meinte Herr Erzberger, er habe sich in der Person geirrt. Auch die Darstellung, daß England im September 1917 durch den Nuntius in München uns eine Art Friedensangebot gemacht habe, entsprach nicht den Tatsachen, es handelt sich tatsächlich nur um die englische Antwort auf die Friedensnote des Papstes.

Solche Verstärkungen machen mißtrauisch. Wenn man dann noch dazu nimmt, daß die Beurteilung des Herrn Erzberger in den Zeitungen des Auslandes durchaus keine günstige ist, obgleich er mit seinen Ausführungen eigentlich Wasser auf die Mühle unserer Gegner gebracht hat, dann verstärkt sich der Eindruck, daß seine Wirksamkeit nicht zum Segen unseres Volkes ausschlagen kann und man wünscht den Zeitpunkt herbei, an welchem der „vielgewandte“ Mann in der Bersehung ver-schwindet.

Solche Erörterungen, welche wir in der Nationalversammlung erlebt haben, sind aber auch zwecklos und schädlich. Man wäscht schmutzige Wäsche nicht auf offenem Markt. Außerdem können so schwierige Fragen nicht in öffentlicher Versammlung gelöst werden, sondern nur in einem Kreise, dem alle Akten zugänglich sind und vor dem sich alle Beteiligten äußern können. Man sollte die Prüfung, Klärung und Entscheidung endlich dem

zu berufenden Staatsgerichtshof überlassen. Einer der Redner in der Nationalversammlung hatte vollkommen Recht als er sagte, daß wir in der Tinte sitzen sei richtig, aber es sei unnötig, darüber zu streiten, wie wir hineingekommen wären. Wir sollten vielmehr darüber nachdenken, wie wir aus der Tinte herauskämen. — Ja, dazu gilt es jetzt alles Nachdenken, alle Kraft, alle Entschlossenheit einzusetzen, daß wir wieder vorwärts kommen.

Unsere Niederlage, unser Zusammenbruch, der Friedensvertrag sind harte Tatsachen. Nur Zusammenstoß, Eimigkeit, rastlose harte Arbeit können uns wieder voranbringen. Wie lange wollen wir noch bei den Trümmern stehen und uns gegenseitig die Schuld am Zusammenbruch vorwerfen, anstatt endlich mit den Aufräumungsarbeiten zu beginnen? Über wollen wir warten bis die „Friedenskommission“ mit Zwangsmaßregeln kommt?

Die Nationalversammlung hat die Verfassung verabschiedet. Schwarz-Rot-Gold sind nun die Reichsfarben. Auch nach außen hin soll dadurch deutlich gemacht werden, daß das durch Bismarck begründete deutsche Reich der Vergangenheit angehört. Im Verlaufe der klaren und weisen Grundzüge der Politik unseres großen Kanzlers liegen die Anfänge der Entwicklung, an deren Ende wir jetzt stehen. Das war das Tragische in der deutschen Geschichte der letzten 30 Jahre, daß man den Meister meistern wollte und seine Spuren verlassen hat.

Ueber Einzelnes aus der Verfassung werden wir später berichten. Franzosen und Engländer haben ihre Siegesfeste gefeiert. Wenn sie erst einmal ganz nüchtern geworden sind, was schließlich bei den Engländern eintreten wird, bei den Franzosen kaum, werden sie sich doch sagen müssen, daß ihr „Ruhm“, den nur die erdrückende Uebermacht ihnen brachte, doch eigentlich eine recht kümmerliche Sache ist. Hindenburg und der Heldenkampf des deutschen Volkes gegen die meisten Völker der Welt werden noch in ferne Jahrhunderte hineinleuchten, wenn Clemenceau, Lloyd George und Woodrow Wilson längst vergessen sind.

Geschrieben am 5. August 1919.

erfreuen, wieder in der alten Heimat zu sein, dann war auch seine Lebenszeit abgelaufen. So ward Lorenz Thierwald-Donagi der Erbe der großen Güter. Es war ein wunderschönes Verhältnis zwischen Herrn Donagi und seinem Adoptivsohne gewesen: Edelmut und großherzige Liebe auf der einen Seite, Ehrfurcht und tiefe Dankbarkeit auf der andern. Und die treffliche Frau in der Mitte war beiden Glück und Sonnenschein.

Frau Sprengel hat von ihnen hundertfach die Liebe erfahren, um die Alban sie lebenslang betrogen hatte. Herr Maurer freute sich an ihren jährlichen Neujahrsbriefen. Einmal aber schrieb sie eine fremde Hand, und Lorenz Thierwald-Donagi meldete, daß Frau Sprengel

im Alter von achtzig Jahren gestorben sei. Er und seine Mutter betrauernten die Greisin tief, und im Hause war selbst bei der Dienerschaft, die nicht einmal ihre Sprache verstand, noch nach Jahren die Rede von „a nement naganyan“ — der deutschen Großmutter — die gegen alle so gütig gewesen war.

Auf ihrem Grabe steht eine große Figur in weißem Marmor; es ist die allbekannte Pieta, das Sinnbild der Barmherzigkeit. Das Antlitz aber der schönen Marmorgestalt trägt die sprechend ähnlichen Züge der Frau Sprengel.

— — — — —
E n d e.

Rückschau.

Um die Schulfragen ist bei den Beratungen der Verfassung heiß gerungen worden; aber der Religionsunterricht ist als ordentliches Lehrfach erhalten geblieben. § 146 der Verfassung sagt, daß der Religionsunterricht ordentliches Lehrfach ist mit Ausnahme der bekennnisfreien (weltlichen) Schulen. Die Erteilung des Religionsunterrichtes soll im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt werden und er wird unbeschadet des Aufsichtrechtes des Staates in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft erteilt. Die Erteilung religiösen Unterrichtes und die Vornahme kirchlicher Handlungen bleibt der Willenserklärung der Lehrer, die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern und an kirchlichen Feiern und Handlungen der Willenserklärung der Erziehungsberechtigten überlassen.

Die Bewegung, welche für die Erhaltung des Religionsunterrichtes eingeleitet wurde, hat 6 886 300 Unterschriften gebracht. Nun liegt es an den Vätern und Müttern, daß sie auch durchführen, was sie in den Unterschriften ausgesprochen haben, nämlich für die christliche Erziehung ihrer Kinder in den Schulen dadurch zu sorgen, daß wir Konfessionsschulen behalten. Rechtlich werden die Simultanschulen die Regel sein, tatsächlich aber können überall da, wo konfessionelle Schulen bestehen, diese bleiben, wenn die Eltern geschlossen dafür eintreten. Das muß bei dem Erlaß des Schulgesetzes geschehen, welchem nach der Verfassung die endgültige Regelung der Schulfragen überlassen ist. Frauenhilfsgemeinschaften denkt an eure Christenpflicht!

Nach der Verfassung bleiben die kirchlichen Feiertage unter gesetzlichem Schutz. Die Religionsgesellschaften bleiben Körper-

schaften des öffentlichen Rechts. Der kirchliche Vermögensbesitz bleibt gewährleistet. Bis zu einer durch Reichsgesetz zu ordnenden Ablösung der bisherigen Staatsleistungen an die Kirche sind diese Staatsleistungen weiter zu gewähren.

Aufgabe der evangelischen Kirche ist es nun, ihre Verfassungen neu zu ordnen und ihren Zusammenschluß zu einer evangelischen Kirche Deutschlands auszubauen. Der erste Kirchentag, der in Dresden in den ersten Septembertagen zusammentreten soll, wird hoffentlich ein Markstein auf dem Wege zu diesem Zusammenschluß werden.

Die evangelischen Gemeinden in den zu Polen kommenden Gebieten und in den von den Polen schon besetzten Teilen der Provinz Posen beschäftigen sich sehr lebhaft mit ihrer Zukunft. Mit den lutherischen Gemeinden im sogenannten Kongresspolen, dem früheren russischen Teil Polens, können und wollen sie sich nicht vereinigen. Die Führer dieser Gemeinden, insbesondere Generalsuperintendent Bursche, sind nationalpolnisch gesinnt und ein Zusammengehen mit ihnen, würde das Deutschtum der deutschen evangelischen Gemeinden gefährden, ganz abgesehen davon, daß diese Gemeinden die Union nicht anerkennen. Zwei Wege zeigen sich deshalb für die deutsch-evangelischen Gemeinden im künftigen Polen, entweder Anschluß an die evangelische Kirche in Deutschland oder Bildung einer deutsch-evangelischen Freikirche in Polen. Gott gebe, daß einer dieser Wege für sie gangbar wird. Wir aber wollen sie, wo wir nur können, stützen und ihnen helfen.

Geschrieben am 6. August 1919.

Lutherlieder.

Wacht' auf, es naht gen den Tag!
Ich hör' singen im grünen Hag
ein wonnigliche Nachtigall,
ihr Stimm' durchklinget Berg und Tal!

So begrüßte der Meistersänger Hans Sachs in Nürnberg „die Wittenbergisch Nachtigall, die man ißt höret überall, unsern Luther. Und wahrlich, es waren nie gehörte Töne, die in den Liedern Luthers durch die deutschen Lande klangen. In ihnen hatte der Gottesstreiter gewaltige Verbündete, denn sie liefen im Sturmschritt nach allen Himmelsrichtungen und eroberten die Herzen, „als wären die Engel selbst Botenträger gewesen“, so daß der Jesuit und Eggenius zu seiner Klage, daß Luthers Lieder mehr Seelen getötet hätten als seine Schriften und Predigten, wohl berechtigt war. Luther wollte dem deutschen Volke deutsche Gefänge für seine Gottesdienste geben, und die freudige Aufnahme, die sie fanden, beweist es, wie er damit dem Ver-

langen der deutschen Volksseele entgegenkam. Wollen wir unsern Luther, diesen echt deutschen, christlichen Mann recht kennen lernen und verstehen, so müssen wir uns in seine Lieder vertiefen, denn da steht der ganze Luther in seiner Heldengröße vor uns. Seine Seelenkämpfe, sein inniger Glaube an Gottes Gnade in Jesus Christus, sein kindliches Gottvertrauen, seine Furchtlosigkeit den Feinden des Evangeliums und dem letzten Feinde: dem Tode, gegenüber: Alles strahlt uns aus seinen Liedern tröstend und aufrichtend ins Herz. Wenn diese Lieder voll hinreißender Macht und himmeltürmender Kraft wirklich Volkslieder geworden sind, dann ist dem deutschen Volke der Weg gebahnt zu der Erkenntnis, daß das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben. Nur einen kurzen Ueberblick können wir geben.

Im Jahre 1523 erklangen die ersten evangelischen Liedertöne in den beiden Liedern „Nun freut euch, liebe Christen-

Christen auszuhalten, bis endlich auch für Euch die Stunde der Befreiung schlägt.

Die Gräber Eurer Kameraden, die Ihr in fremder Erde zurücklaßt, werden Euch wie uns unvergessen bleiben!

Vergeßlich haben wir bisher erwartet, daß endlich das Gefühl der Menschlichkeit bei allen Völkern erwache. Die in der Weltgeschichte unerhörte einseitige Zurückbehaltung Hunderttausender von Gefangenen ist eine Schmach, vertieft den Haß zwischen den Völkern, bedeckt den Schild der Menschlichkeit, schändet den Christennamen.

Wir werden ferner alles tun, was in unserer Macht steht, um Eure Lage zu erleichtern und Eure Heimkehr zu beschleunigen. Wir sehnen den Tag herbei, wo wir Euch, unsere lang vermissten Brüder, mit offenen Armen empfangen dürfen.

Ihr findet das Vaterland in tiefer Not. Die Not macht es Euch und uns doppelt teuer. Wir wollen zusammen glauben, hoffen, lieben, beten, arbeiten! So bauen wir ein neues Vaterland im Geiste wahren Christentums.

Die beiden weiteren Rundgebungen lassen wir in der nächsten Nummer folgen.

Nachdruck verboten.

Wieder zu Haus.

Unsern Kriegsgefangenen.

Ach, meines Herzens wildes Heimverlangen,
nun ruht es aus . . .

Und Liebe hält die Lieb umfangen:
„Zu Haus! Zu Haus!“ —

Nun sinkt, was Dunkles unser Auge schaute,
All' Not und all' Beschwär . . .
Und alles Liebe, Schöne, Herzvertraute
kommt freundlich her . . .

Und spricht — und ist wie einer Mutter Sagen:
„s ist alles wieder dein!“
und in mir ist's — wie einst in Kindertagen
der Weihnachtsschein.

Ach, meines Herzens wildes Heimverlangen,
nun ruht es aus . . .
Und Liebe hält die Lieb umfangen:
„Zu Haus! Zu Haus!“ — Reinhold Braun.

Im Wandel der Zeiten.

Vor uns liegt gleich dem verschleierte Bild von Sais die Zukunft. Schwer drückt das Geschick unseres armen Vaterlandes auf alle deutschfühlende Gemüter und besonders uns Frauen geht es tief in unser seelisches Leben hinein, wenn wir mit unserem mehr oder weniger konservativen Sinn auf den maßlosen Umsturz auf allen Gebieten der letzten Zeit zurückschauen.

Wandel der Zeiten! Wer hätte wohl vor dem Kriege geglaubt, daß es je möglich wäre, das Volk von seinem übermäßigen Fleisch- und Alkoholenß zurück zu bringen? Hier wirkte der Krieg als Erzieher, wenn auch mit Widerstreben, mußte man sich der Not fügen. Gewiß werden viele Menschen, wenn es möglich ist, zu ihrem alten Schlemmerleben zurückkehren, aber ein großer Prozentsatz, schon, durch die Verhältnisse gezwungen, wird weiter einfach, bescheiden leben müssen und es ist gut so, wenn wir zur alten Vätersitte, ihrer Einfachheit und Bedürfnislosigkeit zurückkehren.

Unser Volk ist krank; wir sehen den Krankheitsprozeß sich austoben in Gestalt von allerhand unreifen Ideen, welche als glückverheißend verarbeitet werden. Hier gilt es nun einzusetzen und ich möchte an alle gleichdenkenden Frauen die Bitte richten, je nach Anlage mit zu wirken, gesunde Gedanken (Gedanken sind Kräfte) zu denken und zu verbreiten. Es braucht nicht in aufdringlicher Art geschehen, mit Takt und Zartgefühl wird eine Frau schon die richtigen Mittel finden, zu wirken im edlen Sinne.

Wir müssen uns gestehen, daß leider der Krieg uns eine bedauerliche Verwilderung im Volksleben gebracht hat und mit Schmerz sieht der Menschenfreund, wie unser ganzes Volk im wahren Sinne auf einem Vulkan tanzt. Unwürdig und würdelos benehmen sich weite Kreise und geben uns noch weiterer Verachtung unserer Feinde preis. Aus einem Briefe einer deutschen Frau, einer eifrigen Gartenarbeiterin, sehe ich zum Nachdenken einige Sätze her: „Seht es nun auch politisch an-

scheinend vor- und aufwärts, so ist leider moralisch das Gegenteil eingetreten. Täglich mehrten sich die Stimmen, ruft die Presse und mahnt das Volk, sich auf seine Würde zu besinnen. Aber die ist längst zum Teufel. Müssen wir uns doch von den Franzosen mit verächtlicher Geste sagen lassen: Frankreich trauert um seine gefallenen Söhne und Deutschland tanzt und jubelt und treibt Narrendinge. Man hat uns nicht umsonst Barbaren gescholten, wir sind es auch. An einem Tage wurden hier in H. 36 Maskeraden und ähnliches veranstaltet. Unser Gartenverein darf dabei nicht fehlen. Nächsten Sonnabend und Sonntag, denn ein Tag wäre doch zu wenig, findet Narrenabend statt, Beginn 4 Uhr Nachmittag. Natürlich wird der Saal überfüllt sein und die Teilnehmer zehren noch lange von ihrer Narrheit. Sind Gartenvorträge, dann hat niemand Interesse. Ueberhaupt hat nur von den Frauen der geringste Teil Lust und Liebe zum Garten. Als wir einen wüsten Garten kauften und ich fleißig darin arbeitete, blieben manche Frauen stehen und es hieß: So möchte ich mich nicht plagen! Dabei war den Deuten nicht klar zu machen, daß eine freiwillige Arbeit nie Plage ist! Viele Frauen scheuen die Gartenarbeit schon darum, weil man sich dabei nicht in großer Toilette zeigen kann. Sie lassen sich höchstens herbei zu ernten. Für Botanik ist nicht das geringste Interesse vorhanden. Pflanzennamen, Erbbeerforten konnten mir nie von Frauen genannt werden. Warum damit seinen Kopf belasten? Ueber die neuesten Tänze wissen sie sicher Bescheid. Natürlich sind nicht alle so, aber doch sehr viele; denn die Kinder solcher Mütter können doch kaum anders werden.“ So weit diese echt deutsch empfindende junge Frau. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Wie würde Deutschland moralisch versumpft sein, wenn wir gesiegt hätten? Wenn schon jetzt bei seinem Fall kein Verständnis beim Volke ist. — Hier setzt eine große sittliche Aufgabe ein, helft, ihr Frauen, mit am Aufbau des neuen Reiches!

Berta Wachsman n.

mich mit den großen braunen Augen ansehend. „Nun wirf sie in die Luft!“ rief Hansen. Und staunend sah ich, wie, von meiner Hand geworfen, der scheinbar leblose Vogel gedankenschnell seine Schwingen ausbreitete und mit hellem Zwitscherlaut wie ein befiederter Pfeil in den sonnigen Himmelsraum dahinschoß. „Vom Turm aus,“ sagte Hansen, „solltest du sie fliegen sehen; das heißt

von dem Turm der alten Kirche, der noch ein Turm zu nennen war.“

Dann, mit einem Seufzer meine Wangen streichend, ging sie ins Haus zurück an die gewohnte Arbeit. „Weshalb seufzt denn Hansen so?“ dachte ich. — Die Antwort auf die Frage erhielt ich erst viele Jahre später aus einem mir damals gänzlich fremden Munde.
(Fortsetzung folgt).



Rückschau.

Vom 2. bis 5. September hat in Dresden der erste deutsche evangelische Kirchentag seine Sitzungen gehalten. Er bedeutet einen Meilenstein in der Geschichte der evangelischen Kirchen Deutschlands. Kirchenregierungen, Synoden, freie Arbeitsgemeinschaften, theologische Fakultäten, Religionslehrkräfte waren vertreten. Die verschiedensten Richtungen waren vereint. Der Wille zur Einmütigkeit war vorherrschend. Das Trennende wurde zurückgestellt und das Einigende betont. Ein Ausschuß wurde gewählt, der mit dem schon bestehenden Deutsch-Evangelischen Kirchenausschuß die evangelischen Landeskirchen Deutschlands vertreten und den Zusammenschluß fördern soll. Der geringe uns zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, im einzelnen über den Verlauf des Kirchentages zu berichten. Wir bringen deshalb einige der Kundgebungen, welche der Kirchentag einstimmig beschlossen hat und ausgehen ließ.

Zuerst die Kundgebung an das deutsche evangelische Volk.

Der Deutsche Evangelische Kirchentag ist zu seiner ersten Tagung versammelt. Zahlreiche Männer und Frauen haben sich zu seiner Gründung aus allen Gauen unseres Vaterlandes als Vertreter des evangelischen Deutschlands in Dresden zusammengefunden.

Zu neuem starken Bunde wollen sich die deutschen evangelischen Landeskirchen, unbeschadet ihrer Selbständigkeit in Verwaltung und Leitung, die Hand reichen. Organ dieses Bundes soll der Deutsche Evangelische Kirchentag werden. Er ist gewillt, an seinem Teil das kirchliche und religiöse Leben des evangelischen Deutschland zu fördern und zu vertiefen. Die sittlichen und religiösen Kräfte der Reformation will er geltend machen. Allenfalls in der Welt will er deutsche evangelische Interessen vertreten. Sein Wort soll das Wort des gesamten evangelischen Deutschland werden. Evangelische Männer und Frauen, legt mit uns glaubensstark, opferwillig und zielbewußt die Hand ans Werk.

Wo immer man dem Evangelium Raum gibt, schafft es Gutes und überwindet das Böse. Das Evangelium ist nicht an irgend eine Wirtschaftsform gebunden; es bekämpft den Mammonsdienst in allen Schichten des Volkes und fordert, daß jeder seine Arbeit im Dienste Gottes mit Freuden tun kann. Das Evangelium dient nicht irgend einer Gesellschaftsform; es bekämpft den Klassengeist und verlangt, daß Einer für Alle und Alle für Einen im Geiste Jesu Christi stehen.

Das Evangelium hemmt nicht den Wahrheitsdrang des Geschlechtes unserer Tage; vielmehr spornt es an zu Wissenschaft und Forschung und führt von der Welt des Zwanges und der Notwendigkeit zur Welt der Freiheit, die allein das Leben lebenswert macht.

Nichts gibt es, was das Sehnen auch moderner Menschen nach Frieden so stillen kann wie das Evangelium. Das Evangelium allein vermag das Leben des Einzelnen wie das Leben unserer Familien und unseres Volkes mit Kräften der Ewigkeit zu durchdringen.

Es schmerzt uns tief, daß weite Kreise unseres Volkes in allen Ständen dem Evangelium entfremdet sind. Aufgabe der Kirche wie der Schule ist es, auf alten und auch auf neuen Wegen ihre große, jahrhunderte hindurch gesegnete Arbeit zu

tun. Mit allem, was heute noch an unsozialen Einrichtungen in der Kirche sich findet, muß gebrochen werden. In einer Jedermann zugänglichen Art ist das Evangelium zu verkünden. Alle, die mit Ernst Christen sein wollen, sind zur Mitarbeit an der Volksmission zu sammeln; für die Erfüllung kirchlicher Aufgaben brauchen wir die Hilfe christlicher Männer und Frauen aller Berufsarten, damit unsere Landeskirchen endlich Volkstkirchen werden.

Laßt uns lebensvolle Gemeinden schaffen in denen sich alle Stände heimisch fühlen! Laßt uns in unseren Gemeinden soziale Gesinnung pflegen, damit der Bruderzwist ein Ende gewinne! Laßt uns eintreten für Gerechtigkeit und Liebe!

Es gilt, im Leben unserer Kirche, unseres Volkes die unvergängliche Lösung der Reformation zu verwirklichen:

Ein Christ ist durch den Glauben ein Herr aller Dinge und niemandem untertan — ein Christ ist durch die Liebe ein Knecht aller Dinge und jedermann untertan.

Der Glaube an die unüberwindliche Macht des Evangeliums von der Gnade Gottes in Jesu Christo wird uns auch durch die verheerenden Stürme der Gegenwart führen!

Dann die Kundgebung gegen die Ururteilung des Deutschen Kaisers durch die feindlichen Mächte.

Dem furchtbaren Friedensschluß, der dem Weltkriege ein Ende machen sollte, ist durch die Verletzung der Verträge, den Deutschen Kaiser vor uns vorzulegen zu neuen, der schwächste Strafen gegeben worden.

Jedes menschliche und jedes rechtliche Empfinden bäumt sich auf gegen das aller Verachtung wertige Verlangen, wodurch der Kaiser nur zum Sieger über Schuld und Unschuld des Kaisers machen will und unter der trugstigen Maske des Friedens der Synode gewalttätige Nachtragung gerechtfertigt werden soll.

Deutschland empfindet dieses Verlangen als tiefste Schmach und Entehrung, in ganz besonderem Sinne das evangelische Deutschland, das dankbar aller Förderung gedenkt, die der Kaiser deutschem Protestantismus allezeit hat zuteil werden lassen.

Der Gewalt der Feinde gegenüber machtlos, appellieren wir vor aller Christenheit an den ewigen Richter.

Dem schwergeprüften Kaiserpaar aber rufen wir fürbittend das große Wort des Apostels zu: Weder Lohn noch Lohn, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch irgendeine Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.

Endlich die Kundgebung für die deutschen Gefangenen.

Die Heimatkirchen haben während der langen Kriegsjahre Euch, unseren Brüdern in der Gefangenschaft, durch Liebesgrüße aus dem Vaterlande immer wieder die Seele mit Trost und Kraft zu erfüllen gesucht.

Heute entbietet Euch der erste Deutsche Evangelische Kirchentag in Dresden einen Gruß herzlicher, dankbarer Teilnahme. Gott gebe Euch Kraft, als deutsche Männer und evangelische

gelegenheiten zu mir geredet, so fühlte ich doch, daß es immer schneller abwärts ging. In den letzten Monaten hatte ich den Stadtdiener oft und öfter in die Schreibstube gehen sehen; war er fort, so verschloß mein Vater sich stundenlang; und von manchem Mittagessen stand er auf, ohne die Speisen berührt zu haben. In der letzten Woche hatte er einen ganzen Abend damit zugebracht, sich die Karten zu legen; auf meine wie im Scherz hingeworfene Frage, worüber er denn Auskunft von seinem Orakel erwarte, hatte er mich stumm mit der Hand zurückgewiesen und war dann später mit einem kurzen „Gute Nacht“ in seine Kammer gegangen.

Das alles lag mir auf dem Herzen; und meine Augen, die nach innen sahen, wußten nichts von dem

klaren Sonnenschein, der draußen die ganze Welt verklärte. Da hörte ich unten von der Marsch herauf die Lärchen singen; und du weißt es ja wohl mein Kind, in der Jugend ist das Herz noch so leicht, der kleinste Vogel trägt es mit empor. Mir war plötzlich, als sähe ich über allen Dunst der Sorge hinweg in eine sonnige Zukunft; als brauchte ich nur den Fuß hineinzusetzen. Ich weiß noch, wie ich an den Beeten hinkniete und mit welcher Freude ich nun die Knospen und das junge Grün betrachtete, das überall aus dem Schoße der Erde hervortrieb. Ich dachte auch an Harre und zuletzt, glaub ich, nur an ihn. Indem hörte ich die Gartentür aufklinken, und wie ich auffah, kam er selber mir entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Luthergeist.

Du gottentstammiter,
du mutentstammiter
eiserner Gottesheld!

Schreite wieder durchs deutsche Land,
wirf in die Seelen Feuerbrand;
dein Geist weht auf die Welt!

In Nacht der Sünden
lehrst du uns finden
ewige Gottesgnad!

Aus dem tief verschütteten Schacht
hast du den Schatz ans Licht gebracht,
der hellt den Lebenspfad.

Im Sturmeswehen
ließst dich stehen
die Glaubenszuversicht.

Dich rührte nicht der Feinde Spott,
schrittst mutig deinen Weg mit Gott;
er war dir Kraft und Licht!

Du gottentstammiter,
du mutentstammiter
eiserner Gottesheld!

Dein Geist allein führt uns zum Sieg,
Dein Glaube schlägt im heiligen Krieg
die Feinde aus dem Feld!

Pfr. Liebe, Falkenhain.

Rückschau.

Tief berührt uns die Kundgebung des Kirchentages, welche an die evangelischen Gemeinden in den abzutretenden Gebieten gerichtet ist. Wir dürfen sie nicht vergessen, die Brüder und Schwestern, die von uns getrennt werden. Wir müssen ihrer immer in Fürbitte gedenken. Sie gehen schwerer Zeit entgegen. Sie stehen allein und müssen ringen und kämpfen für ihren Glauben. Sie haben künftig schwere Lasten zu tragen. Wenn Bitten an unser Ohr kommen, ihnen zu helfen, so wollen wir unser Herz nicht verschließen, sondern helfen.

Und ebenso ist es mit der Heidenmission. Auch sie hat einen Lebensweg und ihr muß unsere Liebe und Hilfe weiter gehören.

Was der Kirchentag von ihr sagt, wollen wir auch beherzigen. Die beiden Kundgebungen lauten folgendermaßen:

Kundgebung an die evangelischen Gemeinden in den abzutretenden Gebieten.

Den unter fremde Herrschaft fallenden evangelischen Gemeinden entbietet der Erste Deutsche Evangelische Kirchentag einen Gruß inniger Teilnahme und treuer Verbundenheit. Mag auch übermächtige Gewalt eine äußere Scheidewand zwischen uns aufrichten — gemeinsamer Glaube und Jahrhunderte gegneter kirchlicher Zusammenlebens auf dem Grunde der deutschen Reformation, dem Lebenswerk Luthers und seiner Gefährten, haben ein inneres Band um uns geknüpft, das keine

Macht der Welt zerreißen kann. Wir wollen einander jetzt und allezeit Treue halten. Auch die Trübsal, die über uns gekommen ist, soll uns nur fester aneinander schließen. Unter welchem weltlichen Regiment auch immer unsere Glaubensgenossen fortan stehen, sie sollen auf ihre Mutterkirche rechnen dürfen, mit ihr in alter Weise innig verbunden und in ihr heimisch bleiben, um mit ihrer Hilfe auch in der Fremde die Art ihrer Glaubensväter treu bewahren und die Kräfte evangelischen Christentums wirksam beweisen zu können.

Von den staatlichen Gewalten dürfen wir erwarten, daß sie unsern Gemeinden die zugesagte Religionsfreiheit, zu der auch das selbstverständliche Grundrecht der kirchlichen Selbstbestimmung gehört, uneingeschränkt gewähren und die Eigenart des Bekenntnisstandes unangetastet lassen.

An das Gewissen aller evangelischen Christen, auch des Auslandes, die ihrer eigenen kirchlichen Freiheit sich erfreuen, wenden wir uns mit der dringenden Bitte, sich für das Geschick unserer bedrängten Brüder mit verantwortlich zu fühlen und an ihrem Teile mit dafür einzutreten, daß Millionen evangelischer Christen die Möglichkeit erhalten bleibe, auch im neuen Staatsverbande in ihrer alten Kirche frei ihres Glaubens zu leben.

Kundgebung für die deutsche evangelische Heidenmission.

Von den Schlägen des Krieges ist die deutsche Heidenmission besonders hart betroffen. Unerhörte Gewalttaten hat sie

von weltlichen Mächten erlitten, die ihrem selbstlosen Dienst durch mehr als ein Jahrhundert reichlichen Dank schuldeten. Jetzt soll sie aufgrund des Friedensvertrages entrechtet und weithin ihres wohlverwahrten Eigentums und ihrer Unabhängigkeit beraubt werden. Ihren Bitten wird die Rückkehr auf einen großen Teil ihrer alten Arbeitsfelder verweigert. Noch vermögen wir nicht zu glauben, daß Regierungen zivilisierter Völker auch nach geschlossenem Frieden auf solchem Weg der Missionszerstörung fortschreiten wollen. Wir danken den Christen des Auslands, die freimütig und überzeugungstreu für die Ueberweltlichkeit der christlichen Mission und für die Freiheit und Lauterkeit ihres Dienstes sich eingesetzt haben, und warten auf die Stunde, in der auch dem Teil der ausländischen Christen, der heute an der Not der deutschen Mission teilnahmslos vorübergeht, das Gewissen schlägt.

Mitten unter den Stürmen des Krieges hat Gott der deutschen Mission auf den Arbeitsfeldern, die er ihr in Gnaden erhielt, durch besonders reichen Segen das Zeichen seines Wohl-

gefallens gegeben. Auch wo die Missionare mit harter Hand aus ihrer Arbeit herausgerissen wurden, haben sich die durch sie gesammelten Gemeinden unter Versuchung und Drangsal treu bewährt. Wir gedenken ihrer vor Gott, daß er sie auch ferner behüte und zum Segen setze. Der Dienst der deutschen Mission ist auch da nicht verloren, wo man sie jetzt gewaltsam ausschließt.

In inniger Teilnahme grüßen wir die deutschen Missionare, zumal die Männer, die schuldlos noch immer in Gefangenschaft schmachten, und danken ihnen, daß sie in großer Trübsal Geduld und Glauben der Heiligen bewiesen haben. Wir sind gewiß, sie werden in ungebrochenem Gottvertrauen ausharren, bis ihnen die Hand des Höchsten wieder die Wege zum Dienst weist.

Die deutsche Christenheit aber, die durch die Jahre der Kriegsnot auch ihr Missionswerk opferwillig hindurchgetragen hat, bitten wir, sich nicht beirren zu lassen, sondern ihm auch ferner Treue zu bewahren, damit der deutsche Anteil an der Ausbreitung des Evangeliums in der Völkerwelt nicht gemindert werde.

Frauengestalten der Reformation.

Gezeichnet von F. Gebhardt.

1. Katharina von Bora.

Die Frau, die bestimmt war, des Reformators Lebensgefährtin zu werden, war 1499 zu Lützen bei Schweinitz in Sachsen geboren. Ihre Eltern waren Hans von Mergenthal auf Deutschborra und Anna geb. von Haugwitz. Wie dies häufig bei den Töchtern der Adelligen geschah, wurde sie früh dem Kloster bestimmt, und Novize im Cisterzienserkloster Nimbschen bei Grimma in Sachsen. Hier vernahm sie vom Auftreten Luthers, und dem schwärmerischen jungen Gemüte erweckte das heldenhafte Männliche daran zuerst große Teilnahme. Sie verstand, sich genauere Nachrichten über Luthers Lehre zu verschaffen und versammelte einen kleinen Kreis von jungen Gefährtinnen um sich, die gleich ihr mit der Enge des Klosterlebens unzufrieden waren und gleich ihr begeistert wurden von Luthers Wort und Persönlichkeit. Sie schrieb an die Eltern und bat, man solle sie aus dem Kloster nehmen. Doch wies man ihre Bitte ab. Nun fand sie einen Weg, an Luther selbst zu schreiben, und dieser wies sie an einen Freund, den Torgauer Ratsherrn Leonhard Rapp, mit dessen Hilfe sie samt acht Gefährtinnen dem Kloster entflohe. In Torgau fanden sie Aufnahme, von da aus in Wittenberger Bürgerhäusern. Hier lernte sie der Prediger Glacius aus Orlamünde kennen und warb um ihre Hand. Sie aber wies den Antrag ab. In ihrem Herzen lebte wohl das Bild des gewaltigen Mannes, der ihrem Leben den Wendepunkt gegeben. Nach Luthers Rückkehr von der Wartburg lernte er Katharina näher kennen, und da er den evangelischen Predigern ein Beispiel geben wollte, indem er, entgegen dem katholischen Zölibat, eine Ehe einging, dünkte ihn die mutige und liebevolle Katharina diejenige, welche am besten zu seiner Gefährtin taugte. Er warb um sie und vermählte sich mit ihr 1525. Sie lebte mit ihm in einer durchaus glücklichen Ehe und schenkte ihm 6 Kinder, 3 Söhne und 3 Töchter. Luther selber erzählt in zahlreichen Schriften von dem gemüthlichen, schönen Familienleben, das sie ihm geschaffen.

2. Elisabeth von Brandenburg.

Sie war die Tochter des Königs Johann von Dänemark und mit dem Kurfürst Joachim von Brandenburg vermählt. Dieser war ein heftiger Feind der Reformation, und Elisabeth, die in ihrem Herzen der Lehre Luthers zuneigte und auch ihre Kinder bei ihrer Erziehung darin beeinflusste, zog sich den Unwillen, ja den Zorn des Gatten zu. Man sagt, daß er ihr sogar als einer Reherin nach dem Leben, sicher aber nach der Freiheit stand. Sie mußte schließlich vor dem Grimm des Kurfürsten flüchten und suchte Schutz in Sachsen. Erst nach dem Tode Jo-

chims des Ersten kehrte sie nach Brandenburg zurück. Jetzt suchte sie, die wiederholt mit Luther persönlich zusammengekommen war — im Briefwechsel hatte sie schon früher gestanden — und dadurch in ihrem Glauben noch mehr Festigkeit erlangt hatte, all ihren Einfluß aufzubieten, um ihren Sohn, den Kurfürsten Joachim den Zweiten, für die reine Lehre zu gewinnen. Ihre Tochter Elisabeth hatte sie schon an Herzog Erich von Braunschweig vermählt, einem Luther nicht abgeneigten, wenn auch katholischen Fürsten. Obwohl Joachim der Zweite seinem sterbenden Vater das Wort gegeben hatte, nicht vom katholischen Glauben abzufallen, ward er zuletzt durch seine Mutter so stark zum evangelischen übergezogen, daß er am 2. November 1539 selber in der Nikolaikirche zu Spandau das Abendmahl in beiderlei Gestalt nahm und damit die Reformation in Brandenburg einführte.

3. Elisabeth von Münden.

Sie war, wie eben erwähnt, die Tochter Elisabeths von Brandenburg und mit Herzog Erich dem Ersten von Braunschweig als zweite Gemahlin verheiratet worden. Sie hing mit inniger Treue an den Lehren Luthers, die ihr durch die Mutter vermittelt worden waren, doch hielt sie sich in den ersten Ehejahren noch davon zurück, auch den Gatten zur reinen Lehre herüberzuziehen. Bei der Taufe ihres Sohnes, des Erbprinzen Erich des Zweiten (geb. 1528) tat sie an den Gemahl die Bitte, daß dieser den gefangen gehaltenen evangelischen Prediger Georg Stenneberg befreie. Erich war, wie gesagt, der alten Lehre treu geblieben. Er hinderte indessen seine Gemahlin nicht, den Zusammenkünften der Luther-Anhänger beizuwohnen, noch, was 1538 geschah, selber in Großen-Schneen bei Münden das Abendmahl in beiderlei Gestalt durch Conrad Brecht zu nehmen und sich dadurch öffentlich zur Lehre Luthers zu bekennen. Als Corvinus, der bekannte eifrige Anhänger Luthers, ein ehemaliger Mönch aus dem Kloster Bollum, z. B. in heftigen Diensten und Begründer der Universität Marburg, in Erichs Abwesenheit 1540 nach Münden kam, tat der Herzog zwar Einspruch. Doch hinderte ihn sein plötzlicher Tod, ernsthaft gegen Corvinus aufzutreten. Die Reformation hatte unter Elisabeths Schutz bereits begonnen, in Braunschweigischen Landen sich zu verbreiten, und der dem jungen Erbprinzen bestellte Vormund, Herzog Heinrich der Jüngere, obwohl er ein Feind der Protestanten, konnte diese Verbreitung nicht hemmen. Denn Elisabeth entfaltete nach dem Tode ihres Gatten eine zwiefach eifrige Tätigkeit für die neue Lehre. Ihr zur Seite standen neben Corvinus der Arzt Burthard Mitthoff und der Kanzler Justus Waldbauer.

1315
Noch war der Tag der Schwurverhandlung nicht ange-
gesetzt. Annas Hochzeit aber rückte immer näher. Becker
hatte auf seinem Recht bestanden und die Mutter ihm be-
gestimmt. Er hatte Anna an ihr ihm freiwillig gegebenes
Wort, ihn im November zu heiraten, erinnert; so hatte
sie nichts weiter tun können, als die Hochzeit bis auf den
dreißigsten hinausschieben. Sie hatte es zugeben müssen,
daß Becker die Aussteuer besorgte und die künftige Woh-
nung über seinen Stand und seine Verhältnisse prunkend
einrichtete. Ohne ein Wort zu äußern, ging sie, als alles
fertig war, von Zimmer zu Zimmer, Verzweiflung im
Herzen, das schmal gewordene Antlitz totenblau. Acht
Tage — acht Tage nur noch — dann war sie dieses
Mannes Weib! Eiskalt überlief es sie. Ihr war, als
müsse sie es laut herausschreien, daß sie es nicht könne,
daß ihre ganze Seele bei dem sei, der unschuldig im Kerker
schmachte.

Aber sie mußte schweigen, Becker hatte die Eltern
mehr in der Hand als je. Forderte er sein Geld zurück,
so kamen sie an den Bettelstab.

„Ist es nicht fein bei uns, Annchen? Gefällt es dir?“
fragte Becker zärtlich und griff mit heißem Druck nach
ihrer Hand.

Sie entriß sie ihm so heftig, als habe eine Vipere
sie gestochen. Ein häßliches Lächeln huschte ihm um die
Lippen, er sagte aber nichts.

Anna atmete freier, nachdem sie mit der Mutter die
Wohnung verlassen hatten. Zu Hause begab sie sich sofort
auf ihre Kammer. Inbrünstig betete sie, daß des Hans
Schicksal entschieden werden möge, ehe ihr Hochzeitstag
anbrach! Des Geliebten Unschuld mußte in der Schwur-
verhandlung zutage kommen, und dann — ja, dann hoffte
sie auf ein Wunder, das sie vor der entsetzlichen Ehe mit
Becker bewahrte.

In ihrer Angst litt es das Mädchen nicht daheim.
Sie schlug sich ein Tuch um die Schultern und lief hin-
aus an den Strand. Voll heißer Sehnsucht starrte sie
in die schäumenden Wogen. Wenn sie je wieder des Hans
Segel flattern sehen würde, dann war sie des andern Weib!
Eine so tiefe Trostlosigkeit ergriff sie, daß sie sich in den
weißen Sand warf und sich ausweinte.

Mit wehem Herzen machte sie sich dann auf den Heim-
weg. Nur noch vier Tage, das war der einzige Gedanke,
den sie fassen konnte. In kurzem Entschluß bog sie vom
Weg ab, sie mußte sich ein Trostwort holen. Sie ging
zu Mutter Gret. Mit hellen Augen sah die ihr entgegen.

„Dor ist sei, Anna, bei der Vorladung, an'n söbenn-
twintigsten is dei Schwurverhandlung.“

Gartenbau und Gärtnerei als Frauenberuf.

Daß die Frauen „himmlische Rosen ins irdische Leben
flechten“, ist schon nach Schillers Worten ihr natürlicher
Beruf. Allein auch buchstäblich genommen liegt die Be-
schäftigung mit den Blüten und Blumen, den Garten-
holden Kindern des Gartens, dem weiblichen Wesen sehr
nahe. Man sollte daher meinen, daß von allen Erwerbs-
berufen gerade der gärtnerische den meisten Reiz für die
Frau habe, der am meisten gesucht sein müsse neben dem
erzieherischen. Und in der Tat sind schon lange, ehe öffent-
lich von Frauenhandwerk geredet und geschrieben wurde,
Frauen und Mädchen gerade in der Blumenbinderei als
Gehilfsinnen oder auch selbständig tätig gewesen. Nicht zu
reden von den seinerzeit in Romanen und Novellen so be-
liebten „schönen Blumenhändlerinnen“ (Blumenmädchen),
die wohl auch die Binderinnen ihrer zum Kauf ange-

„Deinermorgen — o Mudder!“ Sie schlang
Arme um die alte Frau und fand an ihrer Bru-
leichternde Tränen.

„Mien leim Diern, 't hätt lang duert, äwer
leiwem Gott sien Tied möt irst dor sien. Herw id
nich immer seggt, dat allens in sinen Händen steiht?
morgen mak id mienen Jung sien Kamer farrig, un ö
morgen künnt hei nah Suß.“

Der Glaube der alten Frau war so fest, so u-
schütterlich, daß er sich auch dem Mädchen mitteilte
sie froh erregt nach Hause eilte. Hier fand sie verdro-
nienen. Der Gerichtsbote hatte die Vorladung gebr-
Die Mutter war ärgerlich, daß sie mitten aus
Hochzeitsvorbereitungen heraus mußte, Becker schim-
Seine Laune besserte sich auch nicht, als er den Hoffnu-
strahl in seiner Braut Augen sah.

Anna war wie neu belebt. Die Verhandlung i-
noch vor der Hochzeit, das war ihr ein gutes Reid-
Nun mußte alles, alles noch gut werden. Am 27. re-
sie mit den Eltern, dem Verlobten und den übrigen Zeu-
ab. Sie sollte den Geliebten wiedersehen! Ihr Herz
zitterte vor Furcht und Freude.

Eine grenzenlose Angst aber besiel sie, als sie d-
Gerichtsgebäude betraten. Wenn Hans verurteilt wa-
Ihr Glaube war noch nicht so groß, so fest wie Mut-
Gret's. Ein Blick in deren stilles Antlitz, auf dem ei-
abgeklärte Ruhe, ein wunderbarer Friede ruhte, mach-
auch ihr die Seele immer von neuem stille.

Nacheinander wurden die Zeugen in den Saal b-
schieden, wer ausgesagt hatte, durfte bleiben. Anna befi-
ein unsinniges Herzklopfen, als ihr Name aufgerufe-
wurde. Ein Zittern besiel sie, als sie hineinschritt, u-
vor dem hohen Gerichtshof und den Geschworenen ih-
frühere Aussage zu wiederholen. Erst als sie vernomme-
war und längst neben Mutter Gret auf einer Bank sa-
wagte sie aufzuheben und Hans mit den Blicken zu such-
Tränen schossen ihr in die Augen, so schmal und blaß wa-
er geworden, so tiefe Schatten lagen ihm unter den Augen
die wie in banger Frage auf ihr ruhten.

Als letzte wurde Kathrin vernommen. Sie behaupten-
mit großer Entschiedenheit, Hans Malow sei nicht der
Täter, der habe die Blaue Traube viel später verlassen
als Becker, das könne irgend ein anderer gewesen sein, von
dem niemand etwas wisse, der Bauunternehmer habe ja
unzählige Feinde.

„Dat is nich mohr!“ schrie Becker, lirschaun im Ge-
sicht, „dei Diern lügt, id heww den Schuwesack düttlich
sehn — dissen —.“ Er ward zur Ruhe verwiesen und
mußte schweigen. Das Mädchen aber beharrte bei ihrer
Aussage.
Schluß folgt.

botenen Sträuße waren. Ich selber kann au- wohl
darauf besinnen, daß in meiner kleinen Vaterstadt draußen
vor dem Tore ein älteres, alleinstehendes Fräulein sein
kleines Gartengrundstück praktisch für seinen Lebensunter-
halt ausnützte, indem es auf Bestellung Sträuße, Kränze
und Blumenzusammenstellungen anfertigte, die wegen
ihrer geschmackvollen Anordnung denen aus den großen
Blumenläden vorgezogen wurden, daß aber das Gärtchen
auch Obst und Gemüse trug, das von seiner Besitzerin an
jedermann verkauft wurde. Dabei war von einer eigent-
lichen gärtnerischen Schulung derselben nicht die Rede, ge-
schweige, daß sie sich als Gartenbautreibende von Beruf
hingestellt hätte, wiewohl sie das ja in Wirklichkeit war.
Heutzutage muß man nun freilich alles, was man be-
steht und kann, schwarz auf weiß im Zeugnis stehen haben.

Krieges erst zu Tage treten. Jetzt ist gerade Zeit. Wir freuen uns, daß die Synode Bochum einstimmig beschlossen hat, von den Kirchenbehörden die Ansetzung eines Trauertages zum Gedächtnis der Gefallenen zu fordern (mir wäre schon lieber eine Trauerwoche). Wenn der Staat es nicht tut, dann muß die Kirche es tun. Wir hoffen, daß die anderen Kreisynoden denselben Ruf erheben und daß die Kirchenbehörde bald Schritte tut. — „Sind wir vergessen?“ Nein, ihr teuren gefallenen Kameraden! Nicht vergessen! Die christliche Liebe gedenkt eurer in Wehmut und Dankbarkeit.

Mit stillen Dank woll'n wir nun legen
auf euer Grab ein schlichtes Reis,
Den letzten Gruß der teuren Heimat,
die ihr geschützt, geliebt so heiß.
Verlassen wohl, doch nicht vergessen.
Deckt euch im Tod auch fremder Sand;
Ihr starbt für heimatische Erde
Den Heldentod fürs Vaterland.

Leich-Harpen.

Rückschau.

Die Expreßungsnote der Entente vom 3. November läßt uns einen tiefen Blick in die Seelenverfassung unserer Feinde tun. Sie bleiben unsere Feinde trotz Friedensvertrag und Völkerverständigungsrede. Sie wollen den Friedenszustand in Wirklichkeit nicht eintreten lassen, sondern immer noch das Drohmittel militärischer Gewalt in der Hand behalten. Es war ja so wundervoll seit dem Waffenstillstand, das deutsche Volk immer wieder mit einem Ultimatum zur Erfüllung der ungeheuerlichsten Forderungen zu zwingen. Das muß beibehalten werden. Man kann den Verdacht nicht los werden, daß diese Absicht schon damals bestand, als man aus den 10 000 vorgeführten Lokomotiven und den 270 000 vorgeführten Eisenbahnwagen nicht die genügende Anzahl geeigneter herausfand. Sie wollen den Kriegszustand verewigen. Sie wollen uns nicht zur Ruhe, nicht zum Wiederaufbau des Wirtschaftslebens kommen lassen. Sie wollen unsere dauernde Knebelung. Das muß schließlich zu gewaltsamer Explosion führen, wenn nicht endlich Vernunft und ruhige Überlegung siegen. — Was ist nun aus den Phrasen der Völkerverständigung geworden? Sie sind verfloren. Und die sie bei uns weitergaben und viele damit betörten, tragen mit Schuld an unserem Elend.

Verkehrssperre. Wir sind herrlich weit gekommen. Wenn man reist, sieht man überall gebrauchsunfähige Wagen, schadhafte Lokomotiven. Wenn ordentlich in den Werkstätten gearbeitet würde, dann hätten wir das nötige rollende Material. Wenn

unter der früheren Regierung eine solche tief einschneidende Maßregel getroffen worden wäre, was für ein Geschrei hätte sich erhoben.

Endlich ist man gegen die Streikheker in Berlin energisch geworden. Die heute regieren, können auch nichts anders, als Macht anwenden, um Ordnung zu halten.

Die Vernehmung vor dem parlamentarischen Ausschuss füllte die Spalten der Zeitungen. Sie zeigen uns, daß von unserer Seite der ehrliche Wille vorhanden war, zu einem Frieden mit Ehren zu kommen, zeigen aber auch, daß uns eine entschlossene feste Leitung im Innern gefehlt hat. Den wirklichen Vaterlandsfreund erfüllt diese ganze Untersuchung mit tiefem Schmerz. Sie bleibt auch einseitig. Und bei der Ausfragerei der Einzelnen, David, Rohn, Gothein hat man nicht einmal den Eindruck wirklicher Objektivität. Die Untersuchung kann die ganze Wahrheit nicht an den Tag bringen, denn die Archive der Feinde bleiben geschlossen. Am deutlichsten hat sich das bei der Frage gezeigt, ob Wilsons Friedensvermittlung ehrlich gemeint war. Sie konnte einfach nicht beantwortet werden. Wir liefern schließlich nur unseren Feinden neue Waffen. So etwas ist nur in Deutschland möglich. Engländer und Franzosen und auch Amerikaner haben andere Begriffe von dem, was ihren Ländern frommt.

Geschrieben den 7. November 1919.

Mutter und Kind.

Spielzeug und Kinder. Es ist eine ebenso alte wie häufig ausgesprochene Erfahrung, daß das Kind beim Spiel in erster Linie Selbstbetätigung verlangt, und daß ihm unter seinen Spielsachen diejenigen Stücke die liebsten sind, die ihm Gelegenheit zur Selbstbetätigung seiner Phantasie und seiner Kraft bez. seiner Fertigkeiten gewähren. Das kann jeder Erwachsene nicht nur bei anderen Kindern beobachten, das sagt ihm die Erinnerung an seine eigene Kinderzeit. Warum spielten wir Mädchen — wie die von heute und die von vor 100, ja 1000 Jahren — stets am liebsten mit Puppen, und wiederum lieber mit den kleinen, die wir anziehen und ausziehen durften, als mit der großen Staatspuppe? Warum war die Freude doppelt groß, wenn uns „Papa“ die Puppenstube vom Schrank herunterreichte; wenn wir mit richtigem Feuer auf der Kochmaschine nach Herzenslust braten, schmoren, backen und kochen durften? Weil wir dabei nach eigenem Geschmack und Willen tüchtig schaffen konnten, mit der Phantasie oder noch lieber mit den Händen, gerade wie die Knaben beim „Zuscheln“, Kleben und Schnitzeln, beim Bauen und Zimmern von Burgen, Städten, Drachen oder Schiffchen, gerade wie die Kleinsten beim „Buddeln“ im Sandhaufen. Da galt es für die Ausstattung der Puppenstube zu sorgen, Teppiche und Rissen zu sticken, „Bücher“ und „Albums“ zu heften, Bilder zu malen oder mit Goldpapier einzurahmen, Bettchen zu nähen und anderes; oder auch ihre kleinen Bewohnerinnen neu einzukleiden. Wie eifrig erbettelte man dazu „Puppenlappen“ bei Mama oder der Putzmakerin im Nebenhäusel! Die mit beweglichen Gelenken begabten Glieder der Puppengesellschaft mußten sogar einmal als eine Akrobatengruppe auftreten und bedurften dazu perlgestickter Sammetkostüme — mit Höschen natürlich; heutzutage hätten wir wahrscheinlich einen Turnverein statt

dessen gegründet. Viel, viel schöner aber war noch die Beschäftigung mit den Papierpuppen — „Nodden“ sagten wir. Alte Kataloge lieferten das Mobiliar für die auf Pappe geklebten Wohnräume dieser überaus zahlreich vorhandenen papiernen Freunde. Aus Buntpapier, mit Tinte und Feder, aus weißem mit Pinsel und Tusche stellte man bei geringer und angenehmer Arbeit und ohne besondere Kosten die herrlichsten Garderobenschränke her; arrangierte Hochzeiten, Ballfestlichkeiten, Maskeraden, ja Ausstattungsstücke wie Ritterturniere u. a. Ich weiß es noch heute, wie ich als Dreizehnjährige die meinem jugendlichen Dichterhirn entsprungenen „Dramen“, „Epen“ und „Romane“ mit den Papierpuppen aufführte, ein Spiel, das meinen jüngeren Schwestern so interessant sein mußte, daß sie noch, als ich schon 14 Jahre alt und konfirmiert war, die Mutter zuweilen bat: „Darf Flore mit uns Nodden spielen?“ —

Daß Dinge, die eigentlich nichts darstellen, und daher alles darstellen können, für Kinder das beste Spielzeug bilden, weiß ich ebenfalls aus eigenem Erleben. Eine alte Fußbank mit nur 2 Beinen war meinem kleinen, doch mit Puppen reich gesegneten Schwesterlein die geliebteste „Puppe Martha“, die sie nicht von ihrer Seite ließ, bis sie ihr tragisches Ende im Ofenfeuer fand. Und die schmutzigen Handtücher, mit denen „Helenens Kinderchen“, „Bob“ und „Teddy“, so zärtlich und beglückt spielen, haben zahlreiche Genossen in der Kinderwelt — auch in der erwähnten von heute! —

Daß übrigens gerade diese modernen, „verwöhnten“ Kinder längst nicht mehr so blasiert sind, wie man gewöhnlich von ihnen sagt; daß sie gerade wie die aus früheren Epochen das selbstgemachte und primitive Spielzeug besonders lieben, zeigte

Rückschau.

Der Jahrestag der Revolution steht vor der Tür. Wir können ihn nicht feiern. Er bleibt für uns der Tag des Treubruches und des Eidesbruches. Das Jahr, durch welches wir seit der Revolution gegangen sind, war ein Jahr des Elendes und der Erniedrigung. Die „Errungenschaften der Revolution“ sind ein Nichts gegenüber den Schäden, die sie im Gefolge gehabt hat. Größtenteils Reformen hatten wir nötig; aber die Revolution ist und bleibt vom christlichen Standpunkt aus ein Unrecht.

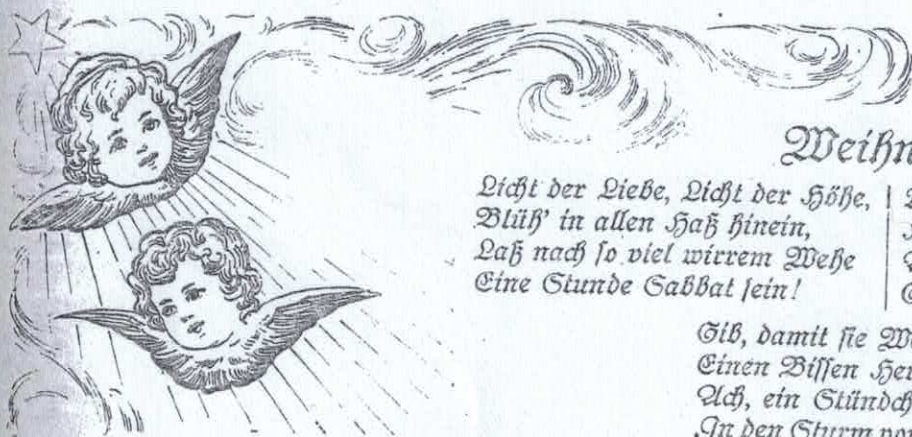
Gott hat es zugelassen, daß unser Vaterland gedemütigt wurde, er hat unser Volk in tiefe Not hineingeführt. Wenn wir auf die ganze Kriegszeit zurückblicken, dann wird uns das noch deutlicher. Immer wenn wir dicht vor dem endgültigen Erfolge standen, wurden wir zurückgeschleubert. So war es 1914 in der Marneeschlacht, so 1915 vor Verdun, 1917 im U-Bootskrieg, 1918 nach den großen Erfolgen im Westen.

Wir, die wir an göttliche Weltregierung glauben, fragen: „Warum tat Gott das?“ Wir wollen uns nicht anmaßen, diese Frage voll zu beantworten. Aber doch will Gott, daß wir in der Geschichte auf seine Spuren achten und daraus Lehre und Mahnung nehmen. Vielleicht führte er uns deshalb so, weil wir uns von

Wir können den 9. November nicht feiern, aber wir können ihn als einen Tag der Selbstprüfung benutzen. Wir wollen nicht die Schuld an der Not, in der wir stehen, immer nur bei andern suchen, sondern an die eigene Brust schlagen, unserer Versäumnisse, unserer Sünden gedenken und unsere Pflicht als Christen erkennen und tun. Je mehr die Christen in unserm Volk Salz und Licht werden, desto eher wird es wieder aufwärts gehen.

Weihnachtskloßen werden läuten, wenn unsere Leserinnen diese Zeilen in den Händen haben. Sie läuten in einen Winter hinein, der trüber, härter, schwerer wird, als alle in den vergangenen Kriegsjahren, aber sie künden doch die Liebe Gottes und die Kraft seiner heilsenden Gnade. Laßt uns aus der Tiefe der Noth die Herzen emporheben zu ihm. Weihnachtsglaube macht uns getrost. Wir haben ein Ziel, eine Heimat, ein Vaterhaus.

Geschrieben am 8. November 1919.



Weihnacht.

Nicht der Liebe, Nicht der Hölle,
Blüß' in allen Haß hinein,
Laß nach so viel wirrem Wesse
Eine Stunde Sabbath sein!

Und aus all dem Meer der Schmerzen
Komm, o Stern, und führe du
All die fremdewesenen Herzen
Gnädig ihrer Heimat zu.

Gib, damit sie Weihnacht halten,
Einen Bissen Herzensbrot,
Ach, ein Stündchen Händefallen
In den Sturm von Noth und Tod!

Gustav Schüler.

Vom Schenken.

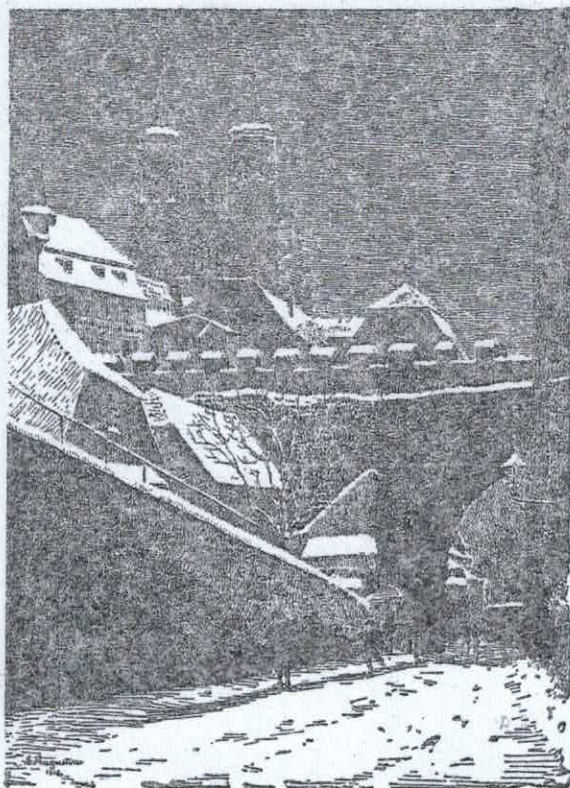
Beschenken lassen wir uns wohl alle gern, besonders mit dem, was wir uns schon lange im Stillen gewünscht haben! Aber um die geheimen Herzenswünsche unserer Mitmenschen zu erfahren, müssen wir gar scharfe Ohren und helle Augen haben! Solche feine Ohren und helle Augen bekommt aber nur der, welcher ein Herz voll Liebe besitzt, und von einer, die solch ein weites warmes Herz besaß, möchte ich erzählen.

Viele Jahre lang verlebte sie immer das Weihnachtsfest in meinem Elternhause. Wir konnten uns Weihnachten garnicht ohne ihre lieben Besuche denken. Als sie zum erstenmale nicht mehr unter uns weilte, als sich ihr die Tür zur ewigen großen Weihnachtsstube geöffnet hatte, wollte es uns garnicht weihnachtlich zu Mute werden!

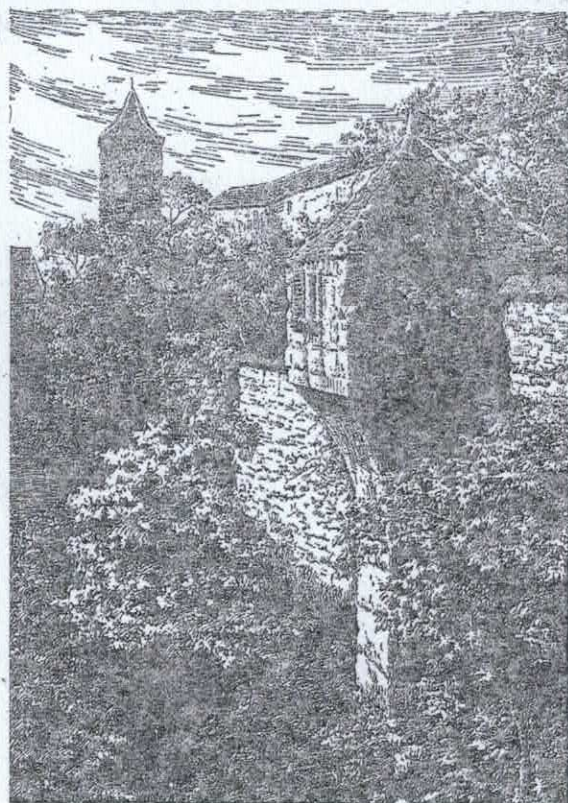
Einfam, tief in den Bergen versteckt, liegt mein Elternhaus, zwei Stunden dauert die Fahrt bis zur Bahnstation, aber welche Freude war es für uns Kinder, wenn wir den lieben Gast im Schütteln mit klingendem Schellengeläute, abholen durften! Erwartungsvoll trrippelten wir auf dem Bahnsteig hin und her. Tief dann endlich schnaubend und pustend der Zug ein, wollte jedes der lieben Tante dienstbereit die vielen Paden und Päckchen abnehmen, mit denen sie geheimnisvoll lächelnd dem Abteil entstieg. Allein sie wehrte freundlich: „Nein, meine Kinderchen, daran darf mir keines rühren, das trag ich alles gern selbst!“

Sorgsam wurden die Bäden und Päcklein im Schlittentasten verwahrt; ganz besonders zarte und geheimnisvolle Dinge nahm die Tante auf den Schoß und während der ganzen Heimfahrt schauten wir neugierig hin: was möchte wohl darin sein? Daheim angekommen, wanderten alle die geheimnisvollen Schätze sogleich in die Weihnachtsstube, welche von der Mutter schon wochenlang fest verschlossen gehalten wurde. In den nächsten Tagen sahen wir die Tante laun, sie schaffte hinter der verschlossenen Thür, an der wir sehnüchlig standen und durchs Schlüßelloch zu spähen suchten. Doch soviel wir auch lugten, es war nichts zu erblicken von all der Heimlichkeit da drinnen, nur ein leises, sanftes Singen drang an unser Ohr: Das war die liebe Tante, sie sang die lieben alten Weihnachtslieder, während sie dem Christkindlein schmücken half! Ihre Stimme war rein und klar und in ihrem Gesang lag eine solche Innigkeit, wie man sie nur bei kindlich frommen Menschen findet!

Nam dann endlich der heilige Abend, erklang des Christ-
fests Göttschen, und öffnete sich die Thür zu der strahlenden
Weihnachtsherrlichkeit, dann stand die Tante mit den Eltern un-
ter dem Christbaum, und ihre milden blauen Augen leuchteten.
War dann der Weihnachtsschoral verklungen und vom Reststü-
cken ein wenig stochend die Weihnachtsgeschichte aufgesagt, wur-
den wir jedes an seinen Platz geführt. Allerlei hübsche und



An der Stadtmauer in Meissen.



Am Stadtgraben in Rothenburg *)

Mauern, Zinnen, Türme! Alte deutsche Städte grüßen mich. Regensburg, Rothenburg, Nürnberg, Wismar, Meissen, Eisenach — Jahrhunderte steht ihr da, fest und kernig wie das Volk war, das euch einst gebaut hatte, und das jetzt, nach dem Willen der Welt, der Vernichtung anheimfallen soll. Wird es gelingen? Wird das Volk Bismarcks, das Volk Goethes, das Volk Luthers, nach einer im Weltenraum nur kurzen Spanne Zeit weggeweht sein aus der Reihe der Völker, weil es sich nicht halten konnte, als der Sturm über es hinwegfuhr, — nicht halten wollte? Oder wird es noch einmal die Kräfte finden, sich zu erheben vom Boden, auf dem es liegt, zerstreuen, geächtet? Alte deutsche Städte gehen in fremden Besitz über. Werden noch mehr folgen müssen?

Giebel, Türme, Zinnen, mit Wehmut grüße ich zu euch

herüber, nach Mecklenburg, nach Sachsen, Bayern! Wenn ich die deutschen Städtebilder aus alter Zeit, von Künstlerhand geschaffen, ansehe, dann erst wird mir die ganze Furchtbarkeit dessen klar, was es heißt, ein blühendes Land vernichten!

Zinnen, Giebel, Türme! Ihr wurdet errichtet in der Blütezeit deutscher Kultur, während des Aufstieges zu Macht und Größe, werden eure Mauern solche je wiedersehen? Der die Geschichte der Völker leitet, der Geschlechter kommen und vergehen läßt, er kann das Schreiten der Weltgeschichte wenden zu seiner Zeit.

Seinem Willen beugen wir uns!

M. K.

*) Zwei Bilder aus der Kartenfolge „Aus alter Zeit.“ 6 Postkarten gezeichnet von Gerhard Augustin. Seltungsverlag in Potsdam. Dieselben Bilder erschienen in großem Format in Rappe ebendort.

Bibellesezettel.

Sonntag nach Neujahr.

Wochenlied: „Der du zum Heil erschienen.“

1. Evang.: Matth. 2, 13—23. 1. Epistel: 1. Petr. 4, 12—19.

2. Evang.: Matth. 16, 1—4. 2. Epistel: Jak. 4, 13—17.

Alttestamentliche Lektion: Psalm 73, 23—28.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Sonntag	5. Januar	Psalm 23,	Sprüche 1, 7—19
Montag	6. "	Matth. 2, 1—12	Jes. 60, 1—6
Dienstag	7. "	1. Joh. 2, 18—29	Jes. 3, 1—10
Mittwoch	8. "	1. Joh. 3, 1—8,	Jes. 4, 2—6
Donnerstag	9. "	1. Joh. 3, 9—18	Jes. 5, 1—10
Freitag	10. "	1. Joh. 3, 19—24	Jes. 5, 11—17
Sonnab.	11. "	1. Joh. 4, 1—6	Jes. 5, 18—30

1. Sonntag nach Epiphania.

Wochenlied: „Heil'ger Jesu, Heil'gungsquelle.“

1. Evang.: Luk. 2, 41—52. 1. Epistel: Röm. 12, 1—6.

2. Evang.: Joh. 1, 35—42. 2. Epistel: 2. Kor. 6, 14—7, 1.

Alttestamentliche Lektion: Psalm 122.

Tag	Datum	Morgens	Abends
Sonntag	12. Januar	Psalm 62,	Sprüche 3, 1—12
Montag	13. "	1. Joh. 4, 7—14	Jes. 6, 1—13
Dienstag	14. "	1. Joh. 4, 15—21	Jes. 7, 10—14
Mittwoch	15. "	1. Joh. 5, 1—13	Jes. 8, 5—10
Donnerst.	16. "	1. Joh. 5, 14—21	Jes. 7, 11—15
Freitag	17. "	2. Joh.,	Jes. 8, 16—23
Sonnab.	18. "	3. Joh.,	Jes. 9, 1—6

Schuhgeschäfte der Großstadt gekauft. Das ganze Schaufenster lag im Frühjahr davon voll. Ich hatte nicht das geringste Zutrauen, obgleich ich seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine begeisterte und stete Sandalenträgerin bin. Aber mein Argwohn gegen die bewegliche Sohle war groß und ich war auf der Suche nach richtigen Holzpantinen, die ich zum ländlichen Aufenthalt für nötig hielt. Diese konnte ich leider nicht finden, und so fiel ich auf die neumodischen Holzsandalen herein, mußte aber gleich in der ersten Stunde erfahren, daß mein Argwohn nur allzu gerechtfertigt war. Beim Einkauf erkannte ich gleich, wie schlecht die Nägel eingeklopft waren, wie hederlich das vordere Querband genäht und festgenagelt. Als ich dies zu der Verkäuferin bemerkte, gab sie die merkwürdige Antwort, „diese Sandalen könne man nicht ausfuchen, ihnen würden sie auch auf behörliche Anordnung wahllos geliefert, sie seien alle nicht besser gearbeitet und sie dürften auch keine zurückgeben.“ Sie kosteten 5—6 Mark. Daß das Vorderteil der Sohle beweglich ist, ist gar kein Glück, man geht viel unsicherer darauf als auf Holz-

pantoffeln, aber irgend ein Johann Ballhorn hat diesen klugen Gedanken gehabt, hat jedenfalls ein Patent bekommen, enormes Geld verdient, ebenso wie die betreffende Firma, die die erste Sahne von der ganzen Sache geschöpft hat — auf Staatskosten natürlich — und das Publikum wird mit schlechter, teurer, völlig unbrauchbarer Ware betrogen, die es unter Umständen doch kaufen muß. Das Ganze ist so recht für unsere Zeit charakteristisch. Das Stück Leder, das die beiden Sohlenteile verbindet, geht bei jedem Schritt auf und nieder, auf und nieder, das kann doch gar nicht halten. Das Klappen auf dem Fußboden ist nicht angenehm, aber im Freien zu ertragen. Es ist nicht anders als bei den altbewährten Holzpantoffeln. Daß dies Geräusch in der Stadtmohnung mit Unterwohnern unmöglich ist, ist ja selbstverständlich.

Also, liebes Großchen, schlage dir die Sandalen aus dem Sinne, sie würden deine armen alten Füße nur unnütz quälen!

Deine Eva Marie.

Mutter und Kind.

Das Spielen der Kinder, eine wichtige Vorstufe zur häuslichen Betätigung.

Das Spielen der Kinder wird von den meisten Müttern nur als ein Vergnügen aufgefaßt, mit dem sie sich auf angenehme Art und Weise die Zeit zu vertreiben suchen oder mit andern Worten gesagt: die Langleweiligkeit bekämpfen.



„Mutters kleine Hilfe.“

Wenn auch an und für sich diese Annahme durchaus gerechtfertigt ist, so darf doch nicht geleugnet werden, daß mit Ausübung des Spiels, auch ein Stück Arbeit verknüpft ist. Denn obgleich das Kind im Spiel nur das Angenehme herausfühlt, das in der innerlichen Befriedigung gipfelt, so verrichtet es doch dabei in gewissem Maße Arbeit, ohne daß es ihm selbst sonderlich zum Bewußtsein kommt, weil es das Spiel nur als Unterhaltung, sozusagen als eine zwanglose, von ihm selbstgewollte Betätigung und Befriedigung seiner Wünsche ansieht.

Der aufmerksame Beobachter kann die oben erwähnte Tatsache aber immer wieder konstatieren. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei das Spiel mit der Puppentische erwähnt. Wie hurtig hantieren in ihr die kleinen Mädchenhände mit all den Gerätschaften, vornehmlich aber am Puppenherd selbst. Die kindliche Freude kennt keine Grenzen und erreicht dann ihren Höhepunkt, wenn sie das dabei benutzte Geschirr, wie Töpfchen, Teller usw. in einem richtigen kleinen Becken aufwaschen können, den Herd fein säuberlich putzen oder gar, wenn der Boden der Puppentische aus Holz besteht und mit Wasser ausgewaschen

werden kann. Mit wahren Feuereifer und glühender Begeisterung gehen die Kleinen, oft noch nicht einmal Schulpflichtigen an die Aufräumarbeiten und ruhen nicht eher wieder, bis alles in altem Glanz erstrahlt und ordentlich an seinem Platze steht. Ebenso kann man diese Arbeit beim Umgang mit den Puppen beobachten. Sobald die ungeliebten Kinderhände mit Nadel und Schere Bescheid wissen, läßt ihnen ihr Spieleifer keine Ruhe, denn bald braucht ihr Püppchen ein Kleid, Schürzchen, Mütze usw. Ihre Anfertigung erfordert aber bei aller Einfachheit doch ein gewisses Maß Mühe und Arbeit, deren sich die kleinen Puppenmütter willig unterziehen.

So könnten noch unzählige Beispiele angeführt werden, die den besten Beweis dafür erbringen, daß das Kind im Spiel unbewußte Arbeit leistet.

Die Mutter nun hat es in der Hand, im richtigen Moment das Spiel ihrer Kinder, nicht nur für sich selbst, sondern auch für Letzteres in nutzbringende Tätigkeit umzugestalten. Dabei wird sie mit ihrem Vorhaben nur in den seltensten Fällen auf Widerstand stoßen, denn meistens genügt den Kindern der eng umrissene Rahmen ihrer Betätigung nicht mehr und sie verlangen bald von selbst nach einem größeren, wenn auch bescheidenem Wirkungskreis. Wenn sie häuslich veranlagt sind, suchen sie sich in der Küche nützlich zu machen, indem sie der Mutter das Geschirr abtrocknen, Messer, Gabeln, Löffel usw. putzen. Oder aber sie helfen beim Staubputzen u. ä. m.

Kurzum, es bietet sich der Mutter nur zu oft Gelegenheit, ihre Kinder ohne jeden merkwürdigen Zwang mit nützlichen häuslichen Arbeiten vertraut zu machen. Und solange durch derlei häusliche Verrichtungen die Freiheit des Kindes unbeschnitten bleibt, ihm also noch genügend Zeit zu Spiel und Vergnügen belassen wird, ist gegen die Maßnahme nicht das Geringste einzuwenden.

Die Mutter wird bald mit Freuden wahrnehmen, wie ihre Kinder sich auch unaufgefordert nützlich zu machen suchen, willig die ihnen übertragenen Arbeiten übernehmen und bemüht sind, dieselben zur vollsten Zufriedenheit fertigzustellen und auszuführen. Hierdurch ist aber beiden geholfen, der Mutter insofern als ihr dadurch ein, wenn auch noch so geringer Teil an häuslichen Arbeiten, von den ohnehin überbürdeten und belasteten Schultern genommen wird, die Kinder aber, welche die freiwillig übernommenen Pflichten mehr als Last empfinden, werden auf diese Weise eindringlich zur Selbstständigkeit und Tätigkeit erzogen.

Vera Thillemann.

Verantwortl. Schriftl.: Frau Marie Kuhls, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 84a. — Stiftungsverlag Potsdam. Erscheint 14-tägig Vierteljährlich 75 Pfg., durch die Post 75 Pfg. und 6 Pfg. Bestellgeld. — Druck von Gustav Thomas, Bielefeld i. W., Bänderstr. 32